

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Thailand

vom 1. Dezember 2013 bis 14. Januar 2014

Zum Sterben nach Thailand – Deutschsprachige Senioren und billige Pflege – Perspektiven mit Potenzial?

Von Katharina Pauli

Thailand, vom 1. Dezember 2013 bis 14. Januar 2014



Inhalt

1. Zur Person	423
2. Motivation	423
3. Seniorenresidenz in der Provinz, am Niederrhein	425
4. Proteste in Bangkok	427
5. Im Norden, Chiang Mai	428
6. Senioren-WG auf thailändisch, Chiang Mai	430
7. Ein Hotel wird zur Seniorenresidenz, Chiang Mai	432
8. Im Dorf des Vergessens, Chiang Mai	434
9. Ballermann in Thailand, Pattaya	440
10. Zu Besuch in der Villa Germania, Pattaya	441
11. Der Engel von Pattaya	443
12. Bibelrunde für deutsche Rentner, Pattaya	443
13. Im Goethe-Institut, Bangkok	446
14. Konzert im Park, Bangkok	448
15. Deutscher Hilfsverein, Bangkok	450
16. Deutsche Pfarrerin, Bangkok	452
17. Ein Altenheim für Thais, Bangkok	454
18. Wie in Bayern, Phuket	455
19. Ruhepol, Phuket	456

20. In der Stadt des Königs, Hua Hin	458
21. Besuch bei Omi, Bangkok	461
22. Quotenerfolg Thailand-Senioren, Köln	464
23. Fazit	465

1. Zur Person

Ich wurde 1988 in Krefeld am linken Niederrhein geboren und bin nur einen Katzensprung entfernt von der holländischen Grenze aufgewachsen. Als Schülerin habe ich für die Lokalzeitung über Bobbycarrennen und Kommunalwahlen geschrieben. Mit 18 Jahren ging es mit einem Stipendium der Stiftung United World Colleges vom Dorf nach Swasiland; am UWC Waterford Kamhlaba machte ich mein internationales Abitur und entdeckte das südliche Afrika. Danach folgte die Ausbildung an der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft, zusammen mit dem Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität zu Köln und Praktikumsstationen unter anderem bei Spiegel Online, FAZ und RTL sowie Recherchereisen nach Russland und China. Nach der Recherche im tropischen Thailand geht es ins mildere Brüssel, wo ich bis zum Beginn meines Masterstudiums im EU-Parlament arbeiten werde.

2. Motivation

Ob wir es wollen oder nicht: Älter werden wir alle. Wer noch jung ist, denkt nicht gerne dran. Das ist ja noch weit weg, sagt man sich – und plötzlich ist man gar nicht mehr so jung.

Warum haben wir eine solche Angst vorm Alter? In einer Gesellschaft, in der wir immer länger leben und die gesundheitliche Versorgung immer besser wird, sollten wir uns doch eigentlich auf die freie Zeit freuen. Stattdessen fürchten wir uns vor dem, was nach dem Erwerbsleben kommen könnte. Schließlich leben wir in einer Leistungsgesellschaft. Schon von klein auf wird uns diktiert, dass wir etwas zu leisten haben – in der Schule, im Studium, im Beruf. Dauernd werden wir mit anderen verglichen. Wir definieren uns über unseren Job. Wer beruflichen Erfolg hat, dem geht es gut, suggeriert uns die Werbung, denn er kann sich viel leisten.

Und dann kommt die Rente. Aus den Leistungsträgern von früher werden Empfänger, die nichts mehr zu unserer Gesellschaft beitragen, sondern nur noch nehmen: Rente, Gesundheitsversorgung, Pflege. „Werden Menschen gebrechlich und krank, dann tragen sie nicht mehr zur wirtschaftlichen Stärke der Gemeinschaft bei. Sie entlasten nicht mehr, sie belasten“, schreibt Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, in einem Essay in der Zeitschrift *Chrismon*.

Ganz schön viel Schwarzmalerei, könnte man sagen. Allerdings auch bittere Realität für viele Menschen in diesem Land. Wo früher die Familie oder die Nachbarschaft half, sich gegenseitig unterstützte und ältere Menschen in ihre Gemeinschaft aufnahm, muss heute das staatliche Sozialnetz greifen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“, heißt es in Artikel 1 des Grundgesetzes. Doch leider ist diese Würde in Deutschland käuflich: Wer besser vorgesorgt hat fürs Alter, wird besser behandelt als jemand mit kleiner Rente.

Lässt sich ein Mensch nach seiner Nützlichkeit für die Gemeinschaft bewerten? Und überhaupt: Was ist nützlich? Waren ältere Menschen früher noch stärker in Familienverbände eingebunden, halfen bei der Kindererziehung und gaben Wissen weiter, werden sie heute als wertlos betrachtet.

In anderen Kulturen ist dies anders: In Ländern im asiatischen und afrikanischen Raum ist der gesellschaftliche Wandel noch nicht so stark fortgeschritten, hier haben ältere Menschen noch einen Platz in der Mitte der Gesellschaft. In Thailand beispielsweise werden nicht nur alte Thais respektiert, sondern auch die Farangs, die westlichen Ausländer. Von ihnen kommen immer mehr ins sogenannte Land des Lächelns, um dort ihren Ruhestand zu verbringen. Seniorenresidenzen, Demenzzentren und Bungalowanlagen versprechen den betagten Auswanderern ein „Altern in Würde“ für vergleichsweise geringe Kosten und warmes Klima für die alten Knochen. Zwischen 20.000 und 30.000 Deutsche haben sich schätzungsweise auf Dauer in Thailand niedergelassen – darunter eine immer größer werdende Zahl von Senioren.

Wieso entscheiden sich Menschen, im Alter nach Thailand auszuwandern und ihr bisheriges Leben in Deutschland hinter sich zu lassen? Was sind die Vorteile, was die Nachteile und welchen Unterschied macht es in der Lebensqualität? Lohnt sich die mutige Entscheidung? Und nicht zuletzt: Wer kann sich das leisten?

Gleichzeitig bleibt die Frage, was das für die Thais bedeutet: Profitiert die Gesellschaft von den Auswanderern oder wird sie durch Billigarbeit ausgenutzt? Diesen Fragen möchte ich auf den Grund gehen.

Für mich ist dies eine spannende Debatte. Sie betrifft uns alle, denn die Frage, was einmal im Alter passieren soll, werden wir uns alle früher oder später stellen müssen.

3. Seniorenresidenz in der Provinz, am Niederrhein

Bevor ich nach Thailand aufbreche, möchte ich mehr über das Altsein in Deutschland erfahren. Also besuche ich einen Ort, der wie andere seiner Art für viele Deutsche die letzte Station ihres Lebens darstellen wird: ein Altenheim. Dieses Altenheim ist weder besonders luxuriös noch besonders schmucklos. Einfach ein typisches deutsches Altenheim, irgendwo in der niederrheinischen Provinz*. 65 Menschen leben hier, zwischen 70 und 95 Jahre alt, mehr Frauen als Männer. Einige kommen ursprünglich aus der Region, andere sind hier hingezogen, weil ihr Sohn oder ihre Tochter in der Gegend lebt.

Die Anlage ist H-förmig aufgebaut, besteht aus zwei identischen Bereichen, die sich spiegeln, in der Mitte ist der helle Speisesaal. Die meisten Räume sind Einzelzimmer. Alles ist ebenerdig und luftig gehalten, die Einrichtung ist erst vier Jahre alt.

Im Eingangsbereich fällt gleich ein älteres Pärchen auf: Rosemarie und Wilhelm S. wohnen fast seit Eröffnung des Hauses hier, sind seit 60 Jahren verheiratet und verbringen jeden Tag auf der Couch im Eingangsbereich. Jeden Tag um 16 Uhr dasselbe Ritual, die Rezeptionistinnen haben es schon verinnerlicht und bedienen das Paar pünktlich: zwei Eis am Stiel, Magnum und Nogger. Die schleckt das Paar auf der Couch und beobachtet das Geschehen. Sie wissen genau, wer wann mit wem reinkommt und wieder geht. „Kann man Ihnen helfen?“, fragen sie mich, als ich das Haus betrete.

Alles geht hier seinen Gang: Frühstück von acht bis halb zehn, Mittagessen um zwölf, Kaffee um 15 Uhr, Abendessen um 18 Uhr. Die meisten Bewohner nehmen die Mahlzeiten gemeinsam im großen Speisesaal ein. Der ist modern gestaltet mit einer großen Glasfront. Zwischen dem Essen können die Bewohner am Programm teilnehmen: gemeinsam backen, Lieder singen, Kegeln, Gesellschaftsspiele – und zu besonderen Anlässen kommen die Kinder vom Kindergarten nebenan und singen etwas vor. Auch Ausflüge stehen oft auf dem Programm, zum Beispiel geht es gemeinsam zum Wochenmarkt oder ins Bauerncafé.

Physisch fehlt es den Menschen hier an nichts: Es gibt genügend Altenpflegerinnen, die sich um die Menschen kümmern. Allerdings haben sie neben Waschen und Anziehen kaum Zeit, ein Wort zu wechseln – zwischen

* Der Name des Altenheims wird nicht genannt

20 und 30 Minuten hat eine Pflegerin morgens Zeit, um einen Bewohner zu wecken, zu waschen und anzuziehen. Tagsüber holen die Pflegerinnen die Bewohner gerne aus ihren Einzelzimmern und setzen sie an die Tische im offenen Wohnbereich. So haben sie die alten Menschen besser im Blick. Der soziale Dienst hat fünf Mitarbeiter, sie arbeiten zwischen neun und 18 Uhr. Neben dem täglichen Programm besuchen die Mitarbeiter des sozialen Dienstes die Bewohner hin und wieder auf ihren Zimmern. Oft sind diese Gespräche Höhepunkt des Tages für die älteren Menschen.

Stark demente Menschen, die eine „Tendenz zur erhöhten Mobilität“ besitzen, also gerne und viel laufen und nur mit Mühe zum Still sitzen bewegt werden können, sind in einem gesonderten Bereich untergebracht. Der nennt sich, ganz politisch korrekt, „beschützt“, und man gelangt nur mit Schlüssel dort hinein.

Bewegt hat mich eine ältere Dame, die in einem der Gemeinschaftsräume saß, zusammengekauert an einem Tisch, offensichtlich dement. Jedes Mal, wenn jemand vorbeilief, rief sie „Hallo“ und schaute verwirrt um sich. Die Altenpflegerinnen hatten kaum Zeit, sich neben ihren täglichen Aufgaben jedes Mal mit ihr auseinanderzusetzen. Also sitzt die Frau den Tag über dort und ruft immer wieder. In Thailand würde vielleicht jemand daneben sitzen.

Ich spreche mit Birgit, sie leitet einen der beiden Wohnbereiche des Hauses. Zwischen 6.45 und 11 Uhr sei die Hauptstoßzeit, denn dann müssen alle Bewohner zurecht gemacht werden fürs Frühstück. Es ist genau nach den drei Pflegestufen festgeschrieben, wie viel Zeit ein Pfleger für solche Aufgaben zur Verfügung hat, jeder Handgriff ist bürokratisch vorgegeben. Dass man Menschen in solche Kategorien einteilt und die ihnen zustehende Zeit rational bemisst, hält die Altenpflegerin für ein großes Problem in der deutschen Pflege.

Grundsätzlich mag Birgit ihren Job, den Umgang mit den alten Menschen, und sie hat das richtige Gemüt dafür. „Es kann schon anstrengend sein, immer freundlich zu bleiben, wenn man tausend Mal von einem Bewohner unterbrochen wird“, sagt sie. Für den Beruf als Altenpfleger müsse man psychisch als auch körperlich „total gefestigt“ sein. Viele ihrer Kolleginnen und Kollegen würden schlapp machen, „der Durchschnittswert sind fünf Jahre“, irgendwann machen der Rücken oder die Psyche nicht mehr mit. Ein solches Haus, sagt Birgit, bleibe auch immer ein Betrieb, der erfolgreich wirtschaften muss. Verstirbt ein Bewohner, kann es vorkommen, dass das Zimmer schon zwei Tage später neu besetzt ist. Und auch in Sachen Nachwuchs sieht Birgit kaum Hoffnung – der Job sei für junge Men-

schen unattraktiv. Die Bezahlung entspreche nicht der erbrachten Leistung. Schichtdienst und viel Verantwortung, – wenn es zum Beispiel darum geht, einen Bewohner zu fixieren – sind keine Anreize für die Ausbildung.

Es gibt sicherlich eine Menge Altenheime in Deutschland, in denen es sich schlechter lebt. Allerdings ist mir dort klar geworden: Wirklich schön ist es auch nicht. Das Leben im Heim hat etwas Anonymes, für persönliche Ansprache neben Verpflegung und Körperpflege bleibt kaum Zeit.

Ich habe mir während meiner Rechercheise immer die Frage gestellt, wie ich im Alter leben möchte. In ein Altenheim möchte ich nicht. Allerdings ist das nicht immer etwas, das der ältere Mensch selber entscheiden kann: Mehrere Bewohner des Altenheims erzählten, sie seien aus Verpflichtung den Angehörigen gegenüber dorthin gegangen. Um alleine zu Hause zu bleiben, waren sie nicht mehr fit genug und die Familie hatte nicht genügend Zeit, sich intensiv um sie zu kümmern. „Nicht zur Last fallen“ war eine häufig gebrauchte Formulierung.

4. Proteste in Bangkok

Dass meine Zeit in Thailand von Demonstrationen überschattet werden sollte, wurde einige Tage vor Abflug Ende November klar. Schon seit Jahren brütet der Konflikt zwischen Regierung und Opposition. Die jetzige Regierungschefin Yingluck Shinawatra ist die Schwester des 2006 des Landes vertriebenen Premiers und Geschäftsmanns Taksin Shinawatra. Seine Aufstiegsgeschichte hat das Volk begeistert, er hat sich vom Enkel eines armen chinesischen Einwanderers zum vermögenden Unternehmer hochgemauert, war in den 90ern in die Politik gegangen und hatte bei seiner Wahl 2001 einen spektakulären Wahlsieg eingefahren. Danach wurde er allerdings immer unbeliebter: Er soll seine politische Macht geschäftsmäßig genutzt und wichtige Posten mit Verwandten besetzt haben. Der große Knall folgte dann 2006, als Taksins Familie ihre Anteile am Telekommunikations-Konzern Shin Corp steuerfrei für rund 1,6 Milliarden Euro nach Singapur verkaufte.

Inwiefern seine Schwester nun angeblich ohne seinen Einfluss regiert, steht immer wieder zur Debatte. Zuletzt war die Situation eskaliert, weil die Regierung ein Amnestiegesetz erlassen wollte, das Taksin Shinawatra Straffreiheit und somit eine freie Rückkehr aus dem Exil gewährt hätte – ohne wegen Korruption ins Gefängnis zu müssen.

Das Thema ging sogar durch die deutschen Medien, wo Meldungen aus Thailand eher Seltenheitswert haben. Auch das Auswärtige Amt mahnte auf seiner Internetseite zur Vorsicht. Ich flog mit einem etwas mulmigen Gefühl,

unwissend, was mich erwarten würde. Allerdings war die Situation Anfang Dezember noch ruhig verglichen mit dem, was im kommenden Monat folgen sollte.

Bangkok strengt auf Dauer ziemlich an. Es ist laut, die Luft ist schlecht und die Straßen sind den halben Tag über von Stau verstopft. Gleich bei meiner Ankunft machte mir Yip, der Hotelportier, deutlich: „Traffic jam, from seven to eleven and from five to eight.“ In dieser Zeit ist ein Taxi schon mal keine Option, es sei denn, man möchte gerne eine Stunde für eine Strecke von drei Kilometern im Taxi sitzen. Und wenn man doch einsteigt, muss man sich auf zähe Verhandlungen einstellen: Ihren Taxameter machen die Bangkok Taxifahrer äußerst ungern zu den Stoßzeiten an – stattdessen fordern sie pauschale Beträge, die natürlich deutlich über dem regulären Fahrpreis liegen, und lassen es sich königlich vergüten, im Stau zu stehen. Neben den Taxis kann man umsteigen auf den Skytrain, der, wie der Name schon sagt, überirdisch fährt, oder in die Metro. Allerdings darf man nicht annehmen, dass man von einer Haltestelle aus gleich unproblematisch sein Ziel erreicht. Stattdessen sollte man noch einige Zeit Fußmarsch oder doch eine Taxifahrt von einer der Haltestellen aus einplanen. Bangkok ist nun einmal eine Zehnmillionenstadt, die sich rasant ausgedehnt hat.

Ich habe das Gefühl, auffällig vielen älteren Menschen zu begegnen, sie gehören zum Stadtbild hinzu. Gerade abseits der Touristenattraktionen oder Geschäfte, in den normalen Wohnvierteln, sitzen Omas und Opas häufig gemeinsam draußen, passen auf Kleinkinder auf oder beaufsichtigen den Familienladen in der Mittagspause. Ein selbstverständliches Miteinander, so habe ich den Eindruck, was es in Deutschland besonders in ländlichen Regionen gibt, ist hier auch in der Großstadt Alltag.

5. Im Norden, Chiang Mai

Kurz nach meiner Ankunft in Bangkok verlasse ich die Stadt schon wieder, es geht weiter in den Norden des Landes. Zwölf Stunden dauert die Zugfahrt nach Chiang Mai. Der Nachtzug hat etwas Historisches an sich, mit schick uniformierten Zugbegleitern, die abends klopfen und mit der Ankündigung „make bed“ das Abteil zum Schlafen zurecht machen. Weil der Zug ursprünglich aus Japan stammt, hat er japanische Maße. Nicht so angenehm für hochgewachsene Europäerinnen, ausstrecken ist unmöglich.

Besonders gespannt war ich, ob der Zug überhaupt ankommen würde. Kurz zuvor war die Zugstrecke im Norden erst nach langen Reparaturen wieder freigegeben worden und der Verkehrsminister war feierlich mit dem ersten Zug gefahren – nur um dessen Entgleisung am eigenen Leibe mitzu-

erleben. Die Schadenfreude war groß, seinen Job hat er allerdings behalten. Entgleist ist mein Zug glücklicherweise nicht, dafür gab es die üblichen vier Stunden Verspätung bis zur Ankunft in Chiang Mai.

Die Stadt im Norden ist so etwas wie die kleine, entspannte Schwester von Bangkok. Obwohl es die zweitgrößte Stadt Thailands ist, wohnen hier nur knapp 200.000 Menschen. Eine Kleinstadt, verglichen mit den zehn Millionen in der Metropole. Zudem leben in Chiang Mai viele Studenten, was sich im Stadtbild spiegelt.

Von oben betrachtet ist die Altstadt quadratisch angeordnet und wird von einem Wassergraben umgeben, in dem nachts beleuchtete Fontänen sprudeln. So lässt sich auch ohne Stadtplan relativ einfach der Überblick behalten. Hochhäuser gibt es nicht. Es hält sich das Gerücht, dass in der Stadt alle 48 Stunden ein neues hippestes Café eröffnet. Und selbst wenn man dieser Zahl nicht ganz glauben mag, stößt man alle paar Schritte auf einen weiteren Imbiss, einen Smoothie-Stand oder ein vegetarisches Restaurant.

Meiner Meinung nach das beste Fortbewegungsmittel in Chiang Mai ist das Fahrrad. Fast jeder Besucher, mich eingeschlossen, leiht sich eines für ein paar Tage, ob Hollandrad mit Körbchen oder ein sportliches Mountainbike, und flitzt damit durch die Gassen. Von den haarscharf überholenden Motorrollerfahrern sollte man sich nicht verunsichern lassen, meist können sie den Abstand einschätzen.

Besonders im November ist die Stadt Anziehungspunkt für viele Touristen und auch Thais, die hier gemeinsam das buddhistische Lichterfest Loi Krathong feiern, ein jahrhundertealtes Fest des Lannastamms aus dem Norden Thailands. Tausende Papierlaternen werden in die Luft geschickt und beleuchten den Nachthimmel.

Nicht nur mir gefällt Chiang Mai gut. Auch viele andere Europäer haben das entspannte Treiben für sich entdeckt. Selbst wenn man hier kein Meer findet wie in den beliebten Touristenregionen im Süden des Landes, so schätzen gerade ältere Menschen das angenehme Klima und die überschaubare Größe der Stadt. Überraschend häufig treffe ich hier auf Schweizer, Deutsche, Franzosen und Engländer, die dauerhaft in Chiang Mai leben. Sonntags kann man im „Auf der Au“ Schnitzel und Rouladen speisen und abends ein Pils in der „Bierstube“ trinken. Viele der Auswanderer organisieren sich in Clubs, es gibt zum Beispiel einen Schweizer Club oder einen Golfclub.

6. Senioren-WG auf thailändisch, Chiang Mai

Eine interessante Wohnform hat Eva Balkenhol für sich entdeckt. Die Rentnerin lebt allein, aber doch in einer Gemeinschaft. Auf dem großen Grundstück einer Bangkokker Geschäftsfrau, auf dem auch deren Eltern leben, hat sich Eva ein Haus errichten lassen. Neben ihr wohnen im „Happy Home Chiang Mai“ noch ein Schweizer und ein amerikanisches Paar sowie zwei Alleinstehende Deutsche. Eine gepflasterte Stichstraße, die von der Hauptstraße abgeht, führt durch das Grundstück, links und rechts säumen sie Bungalows. Überall sprießt exotisches Gewächs, hört man Vögel zwitschern, die Straße überspannt ein hölzernes Tempelhaus wie eine Brücke. Ein Gärtner kümmert sich um die üppigen Grünflächen der Grundstücke, regelmäßig kommt eine Putzfrau.

Eva Balkenhol ist Mitte 60, trägt kurzes weißes Haar, lackierte Nägel und eine Caprihose. Sie empfängt mich in ihrem Wintergarten, der zu dem rund 70 Quadratmeter großen Bungalow gehört.

Eva ist schon vor einigen Jahren nach Chiang Mai ausgewandert. Im Gespräch mit einer thailändischen Bekannten, einer Geschäftsfrau aus Bangkok, erfuhr sie, dass diese eine Verwendung für das große Grundstück suchte. Eva schlug etwas für Thailand sehr Ungewöhnliches vor: Ihre Bekannte könne kleine Häuser für Auswanderer aus dem Westen bauen. Die Miete – rund 500 Euro monatlich für einen möblierten Bungalow – soll die Alterssicherung der kinderlosen Thai darstellen.

Nun können hier ältere Menschen mit Gleichgesinnten zusammenleben. Jeder erhält die Privatsphäre seines eigenen Hauses, kann sich aber auf die Gemeinschaft verlassen, wenn er oder sie Hilfe benötigt. Die Häuser sind alle behindertengerecht und solide ausgestattet, das hat Eva so beim Bau durchgesetzt. Das heißt zum Beispiel, dass die Türen extra breit sind, um Rollstühle durchzulassen, dass die Fliesen im Bad eine rutschfeste Oberfläche haben und die Sanitäranlagen von deutschen Herstellern stammen.

Neben Eva wohnt hier ein mittelaltes amerikanisches Paar, das auf der Suche nach einem neuen Haus in Chiang Mai war und begeistert auf das generationenübergreifende Wohnprojekt gestoßen ist. Und ein Schweizer Pärchen in ihren Achtzigern, das jeden Abend die Mountainbikes rausholt, Helm und Sportbekleidung anzieht und die Stichstraße rauf und runter fährt. Der Verkehr auf der Hauptstraße ist ihnen nicht geheuer.

Und es gibt Josephine, Rentnerin aus der Nähe von Köln. Früher, als sie noch arbeitete, hat sie immer gesagt: ‚Ich gehe weg aus Deutschland, wenn ich meine Rente bekomme.‘ Sie hat es getan. Die kleine Frau mit den kurzen braunen Haaren kam vor fünf Wochen mit einem Koffer und zwei Katzen im Gepäck. Heute sitzt sie in ihrem Wohnzimmer, das etwas leer aussieht, weil Josephine noch einen Großteil der Einrichtung kaufen muss, auf der Couch vor dem Laptop. Auch wenn ihr Bungalow noch etwas karg wirkt und wenn Josephine sichtlich mit der Hitze kämpft – sie bereut ihren Schritt nicht. Für ihre Katzen wurde schon ein Zaun auf der Veranda angebracht, sie sollen nicht frei herumlaufen. Später bekommt Josephine eine Massage, ein Luxus, den sie sich vorher nicht leisten konnte.

Für Eva Balkenhol bedeutet das Leben im „Happy Home“ eine Mischung aus Individualität und Gemeinschaft. Zum Supermarkt fährt man gemeinsam oder bringt dem Nachbarn etwas mit. Wenn jemand einmal mit Grippe im Bett liegt, bringen die anderen Suppe vorbei. Das bedeutet aber auch: Die Chemie muss stimmen. Bevor jemand dauerhaft Teil der Gemeinschaft wird, muss Probe gewohnt werden. Nachbarschaftsstreits soll es hier nicht geben. „Wir müssen nicht befreundet sein, aber sollten ähnlich ticken“, sagt Eva. Verpflichtende Gemeinschaftsaktivitäten gibt es nicht, zuletzt feierten Bewohner und Angestellte in der Stichstraße zusammen ein Straßenfest mit deutschen und thailändischen Gerichten.

Auch für Zeiten, in denen die Bewohner nicht mehr so mobil sind, ist vorgesorgt. Wird einer einmal bettlägerig, müsse dieser nicht unbedingt dauerhaft ins Krankenhaus, sagt Eva, obwohl es in Chiang Mai gute Krankenhäuser gibt. Die einzelnen Bungalows verbinden Zimmer mit Türen zu beiden Seiten. Hier könnte eine thailändische Krankenschwester einziehen, die zwei Parteien betreut. Die Kosten, wenige hundert Euro, würden geteilt. Jeder Bewohner soll zudem eine Art Betreuungsverfügung für die Gruppe abschließen, in der er jemanden nennt, der im Ernstfall für sie oder ihn entscheidet.

Günstiger als in Deutschland ist diese Art von Betreuung allemal. Allerdings dürfe man nicht auf den weitverbreiteten Irrglauben hereinfallen, dass man in Thailand auch mit dem kleinsten Budget wie ein König leben kann, sagt Eva. Ihr zufolge haben die Bewohner von „Happy Home“ „mittelhohe Renten“. Nur mit einem Altersgeld zwischen 800 und 1.000 Euro monatlich würde es schon schwierig werden in Thailand.

Als ich gehen will, drückt Eva mir noch selbst gebackene Weihnachtsplätzchen in die Hand, hübsch in einem Cellophanbeutel eingepackt, daran hängt ein Etikett mit Weihnachtsglückwünschen. „Die habe ich für die anderen hier gebacken, sie haben sich meine Plätzchen gewünscht“, sagt sie. Dieser ungezwungene Zusammenhalt in der Stichstraße des „Happy Home“ scheint gut zu funktionieren. Weihnachten in Thailand, ohne Familie, muss nicht unbedingt schlecht sein, jedenfalls nicht für die Bewohner hier.

7. Ein Hotel wird zur Seniorenresidenz, Chiang Mai

Zu meiner nächsten Station muss ich das Fahrrad stehen lassen, denn sie liegt rund 20 Kilometer fernab von der Altstadt Chiang Mais, umgeben von Elefantfarmen, Resort Hotels und Wanderwegen. Idyllisch gelegen hinter einer Orchideenfarm finde ich nach einer halben Stunde Autofahrt durch das Mae Rim Tal das „Care Resort Chiang Mai“. Der Brite Peter Brown führte die gehobene Bungalowanlage bislang als Hotel und baut sie nun um als Seniorenresidenz. Er wolle nicht für immer ein Hotel führen, sagt er, auch habe es Schwierigkeiten gegeben mit der Hotelkette, zu der die Anlage bislang gehört. Das ständige Kommen und Gehen der Leute habe ihn auf Dauer müde gemacht, im Durchschnitt blieben Gäste nur zwei Tage in dem abgeschiedenen Hotel. Da nun der Vertrag mit der Hotelkette ausläuft, kann Brown seinem Plan näher kommen, hier Senioren zu betreuen. Es gäbe einen riesigen Bedarf an guten Pflegeeinrichtungen für ältere Menschen. „Manche Altenheime können zwar die Pflege bereitstellen, aber das bedeutet nicht gleich, dass die Bewohner ein gutes Leben dort haben“, sagt Brown. Er wolle das anders halten.

In Magazinen und Zeitungen in Neuseeland, Australien und Großbritannien hat Brown für seine Anlage inseriert. Er möchte eine internationale Gemeinschaft haben, in der die Menschen respektvoll behandelt werden. Bald soll eine Rund-um-die-Uhr-Versorgung durch Krankenschwestern eingerichtet sein. Außerdem werden regelmäßig Ausflüge angeboten, zum Einkaufen oder zu Sehenswürdigkeiten in der Nähe.

Bislang leben hier drei ältere Menschen, bald werden es sechs sein, in den folgenden Monaten soll die Anlage weiter wachsen. Dazu werden die Bungalows umgebaut, ohne Stufen, mit breiteren Türen. „Unsere jetzigen Gäste, die noch fit sind, könnten ja pflegebedürftig werden“, sagt Brown. Bis zu 60 Zimmer möchte er mal in seiner Anlage für ältere Menschen haben, mehr nicht, denn es soll noch immer eine Gemeinschaft bleiben, die nicht

anonym ist. Neue Gäste sollen erst mal ein paar Monate Probe wohnen, bevor sie sich entscheiden, dauerhaft hier zu bleiben.

Das kleinste Apartment kostet 38.000 Baht im Monat, rund 850 Euro, je nach Größe kann es auf bis zu 55.000 Baht ansteigen.

Außerdem plant Peter Brown ein separates Alzheimerzentrum – ein Gebäude mitten auf dem Gelände, in dem sich die dementen Menschen frei bewegen können, immer mit Begleitung, falls sie außerhalb des Hauses spazieren. In der Mitte sollen die Krankenschwestern leben. Für einen Platz mit einer solchen intensiven Betreuung plant er Kosten von etwa 80.000 Baht (1.800 Euro) im Monat pro Person ein.

Für Peter Brown, der mit einer Thai verheiratet ist, ist es von großer Bedeutung, dass sich seine Anlage in Chiang Mai im Norden des Landes befindet. Die Gegend ist durch die Lanna-Kultur geprägt. „Hier geht es noch eher konservativ zu und familienorientiert“, sagt der Mittfünfziger. „Unsere Angestellten würden nie in Orten wie Pattaya arbeiten wollen.“ Die Pflege älterer Menschen sei hier noch fester Teil der Kultur, den Angestellten mache diese Aufgabe Freude, auch wenn es in diesem Fall keine eigenen Angehörigen, sondern ausländische Senioren sind.

Manche der Bungalows grenzen an den hoteleigenen See, der inklusive Schwanenbooten eine imposante Kulisse bildet. Doch trotz Hochsaison im Dezember ist hier wenig los, man sieht kaum Leute auf den Wegen.

Die drei Senioren, die momentan dauerhaft hier leben, könnten wohl unterschiedlicher nicht sein: Da ist Silvio, Ingenieur in Rente, aus der Schweiz. Nach dem Tod seiner Frau, einer Finnin, suchte er eine Veränderung, alleine zu wohnen betrubte ihn. Er informierte sich über Angebote und erfuhr von der Anlage in Chiang Mai, die gerade entstand. Seine Kinder ermutigten ihn, hierhin zu ziehen, sein Sohn lebt bereits im Süden des Landes. Die Zelte in der Schweiz hat er abgebrochen und fühlt sich trotz kurzer Zeit hier bereits heimisch in der Anlage. Allerdings wird er auch gut umsorgt: Einmal die Woche geht er einkaufen, einmal im Monat geht es auf einen organisierten Tagesausflug, drei Mal täglich isst er im Restaurant – Vollpension inklusive. Eine studierte Krankenschwester – in Thailand geht man für eine solche Ausbildung an die Uni – und mehrere Hilfspflegerinnen kümmern sich um die Bewohner. Sie kommen täglich in die Häuser, messen den Blutdruck und führen Buch über den Zustand der Bewohner. Langweilig wird dem Senior nicht, er weiß sich zu beschäftigen, er lernt Thai, angelt auf der Veranda.

Gegenüber wohnt Marianne, 86 Jahre, ursprünglich aus Coventry. Die zierliche Dame, auf die die Bezeichnung „reizend“ tatsächlich zutrifft, erzählt ihre Geschichte in feinem British English und wirkt ein bisschen, als könnte sie selbst noch gar nicht glauben, dass sie tatsächlich hier ist. Es sei trist geworden, daheim im regnerischen England, bis Marianne beim Blättern durch ein 50+-Magazin auf eine Anzeige des Resorts in Chiang Mai stieß. „Das klang nach einem Abenteuer und würde bestimmt aufregend werden“ ging ihr damals durch den Kopf. Sie flog in der Business Class nach Thailand („Ich bin noch nie Business Class geflogen“) und findet es hier „lovely“ und die Krankenschwester „delightful“. Sie sei früher aber schon viel gereist, war in Indien und Nordafrika, und traut sich auch in ihrem hohen Alter, mit dem Taxi allein in die Innenstadt zu fahren und durch Chiang Mais Gassen zu spazieren. Mit der Familie bleibt sie über Skype und Facetime in Kontakt, ihr iPad beherrscht sie intuitiv, unterhält sich mit dem Enkelsohn in Großbritannien über die Politik. Ob sie etwas vermisst hier in Thailand, frage ich sie. „Lamm mit Minzsoße und Kartoffeln.“

Schließlich wohnt noch Rolf hier, ein Schwede, der zuvor in einer Wohnung in Pattaya lebte. Der ehemalige Ericssonmanager war für seine Arbeit immer viel unterwegs, war in Malaysia, Afrika und der Karibik. Mit seiner Frau kaufte er eine Wohnung an Thailands Küste. Doch nach ihrem Tod wollte er etwas Anderes ausprobieren, Strände habe er in seinem Leben genug gesehen. Nun interessiere ihn das Golfspielen mehr, zwei, drei Mal die Woche spielt er. Er lobt die Versorgung durch das örtliche Krankenhaus, alles sei qualitativ hochwertig. Sollte er allerdings einmal richtig krank werden, würde Rolf zurück nach Schweden gehen, wo noch immer seine Kinder wohnen.

8. Im Dorf des Vergessens, Chiang Mai

Das wohl bekannteste deutschsprachige Seniorenprojekt Thailands ist „Baan Kamlangchai“, betrieben von dem Schweizer Martin Woodtli. Seit zehn Jahren betreuen er und seine Angestellten hier Demenzkranke aus Deutschland und der Schweiz. Manche bleiben nur ein paar Monate, manche für immer. Über das Heim und seine Bewohner gibt es zig Reportagen, regelmäßig besuchen Journalisten die Anlage, von den Medien auch „Dorf des Vergessens“ genannt. Während meines Besuchs schaut spontan ein Korrespondent einer großen Schweizer Tageszeitung vorbei.

„Baan Kamlangchai“ besteht aus mehreren Häusern in einem Wohngebiet in einem kleinen Vorort von Chiang Mai. Ich fahre mit dem Fahrrad hier hin, durch kleine Siedlungen mit freilaufenden Hunden, in denen weit und breit niemand „Westliches“ mehr zu sehen ist. Rund ein Dutzend Menschen wird in der Anlage dauerhaft betreut, mit den Kurzaufenthalten sind es momentan 14. Ich sehe einige schon von Weitem, als ich das kleine Wohngebiet erreiche: Ältere Menschen, Hand in Hand mit ihren Thaipflegerinnen. Die Gäste wohnen in „Baan Kamlangchai“ zu zweit in Häusern, teilen sich Küche und Wohnzimmer. In dem kleinen dörflichen Verbund bewegen sich die Demenzkranken frei, die Thai-Nachbarn kennen sie. Pro Person gibt es drei Pfleger, die sie in Acht-Stunden-Schichten rund um die Uhr betreuen – und sogar nachts auf dem Boden neben ihren Schützlingen schlafen.

Wenn Woodtli die Geschichte seiner Einrichtung erzählt, klingt das sehr routiniert, er hat sie wahrscheinlich schon Hunderte Male erzählt. Als seine Mutter pflegebedürftig wurde, kündigte der Schweizer seinen Job und zog in sein Elternhaus zurück. Doch zufrieden machte ihn die Lösung nicht, er stieß an seine Grenzen. Als Sozialarbeiter hatte er früher schon für „Ärzte ohne Grenzen“ in Thailand gearbeitet, der Umgang mit älteren Menschen dort war ihm positiv im Gedächtnis geblieben. Chiang Mai mochte er besonders, die Städte am Meer waren ihm zu touristisch. Mit Hilfe von Thais konnte er seine kranke Mutter hier so pflegen, wie es für ihn in Deutschland nicht möglich gewesen wäre. Resultierend aus seiner Geschichte wolle er nun dieses „Nischenangebot“ für Menschen aus dem deutschsprachigen Raum zur Verfügung stellen, sein eigenes Schicksal und die Erfahrungen mit der kranken Mutter haben ihn dazu gebracht, neue Betreuungsformen zu vermitteln.

Zu Woodtlis Konzept gehört auch, dass jeder seiner Gäste gleich viel zahlt. Denn der Betreuungsschlüssel ändere sich nicht mit einer Verschlechterung des Gesundheitszustands, nur der Aufgabenbereich seiner Pflegerinnen. Die Kosten belaufen sich monatlich auf 3.500 Franken bzw. 2.600 Euro für die Rundumbetreuung in „Baan Kamlangchai“. Hinzu kommen noch Kosten für Medikamente.

Einen Kulturschock bekommen die Demenzkranken laut Woodtli nicht, seiner Erfahrung nach können die Gäste die Veränderung geografisch eher selten zuordnen. Und Heimat sei dort, wo man sich wohl fühle. Woodtli nennt als Beispiel eine Bewohnerin aus der Schweiz. Sie frage öfters, wo sie hier überhaupt sei. Früher antwortete Woodtli noch, dass sie morgen wieder zu Hause sein würde. Nun versucht er ihr mehr zu erklären und sagt, dass sie bereits seit vier Jahren hier wohne.

Um mit den Angehörigen in Kontakt zu bleiben, bietet Woodtli an, Skypegespräche zu organisieren, für die er die Bewohner vor den Computer setzt. Die Familie in Europa genießt es, Oma und Opa so live zu erleben. Sonst informiert der Schweizer per Mail über den Zustand der Bewohner. Und individuell kommen Verwandte auch zu Besuch nach Thailand.

Ich begleitete Valentin*. Der 84-jährige Schweizer ist dement und lebt seit fünf Jahren in Baan Kamlangchai. In lichten Momenten kann man sich gut mit ihm unterhalten. Manchmal kommen Erinnerungen hoch und er erzählt wie selbstverständlich aus seiner Jugend. Wenn Valentin nach draußen geht, klemmt sich der Mann mit dem beigefarbenen Blouson und der Käppi einen roten Plastikhocker unter den Arm. Ohne ihn verlässt er sein Haus nicht. „Den haben mir meine Eltern zum 20. Geburtstag geschenkt“, erklärt er wie selbstverständlich.

Seine Pflegerin, eine von drei, ist die 38-jährige Bank. Die zierliche Frau hat vorher in einem Restaurant gearbeitet und ist seit ein paar Monaten hier. Sie behandelt Valentin liebevoll, wenn das ungleiche Paar zusammen durch die Dorfgassen der Siedlung spaziert, hakt sie sich bei ihm ein. „Weißt du meinen Namen?“, fragt Bank Valentin auf Englisch. „Ja, du heißt Bank“, antwortet dieser. Sie nennt ihn „Papi“ und sagt, er sei für sie wie ihr eigener Großvater. Ihre eigenen Großeltern haben in Banks Familie einen großen Platz, erst haben sie die Enkelkinder mit erzogen, nun kümmert sich Banks jüngere Schwester um die ältere Generation.

Bank begleitet Valentin zu den Mahlzeiten, die gemeinsam im Haupthaus eingenommen werden. Danach bringt sie ihn zurück. Er setzt sich in seinem Wohnzimmer auf die Ledercouch. Bank macht langsamen Jazz an und isst mit zwei anderen Pflegerinnen zu Mittag. Nudeln und Suppe von einem Straßensstand, die Betreuerinnen essen immer separat.

Valentin sitzt, schaut nach draußen, die Hand wippt im Takt der Musik. „Manchmal spielen wir Karten“, sagt Bank. „Er gewinnt immer.“

Ich habe das Gefühl, dass es dem alten Mann hier gut geht. Er wird rund um die Uhr versorgt, ihm wird zugehört und er wird gepflegt. Ich denke auch, dass es ihm die meiste Zeit hier gefällt, denn er ist nicht eingeschränkt in seinem Leben hier, kann sich frei bewegen und wird beschäftigt. Manchmal hat er mich aber auch angeschaut und mir gesagt, wie günstig das Leben hier sei. „Mit diesem Geld, was ich einspare, kann ich die ganze Rückreise mit der Swiss Air fliegen. Die bringt mich heim.“ Mehrmals sagt er, dass seine Tochter ihn heimhole. Er realisiert schon, dass er nun hier in Thailand lebt und

* Auf Wunsch der Familie habe ich einen anderen Namen benutzt

nicht mehr in seiner Heimat, der Schweiz. Aber kurz nachdem Valentin solche Sätze sagt, fragt er seine Pflegerin, was es heute zum Mittagessen gibt und ist im Kopf wieder in Chiang Mai.

Valentin teilt sich das Haus mit einer Schweizerin. Sie sitzt auf einem Sessel und beobachtet ihn. Die Frau ist erst seit ein paar Tagen hier, trägt kurze graue Haare, eine randlose Brille und khakifarbene Shorts. Sie sieht aus, als wäre sie zum Elefantentrekking in Chiang Mai, nicht, weil sie Hilfe benötigt. Aber sie kann nicht mehr sprechen, die Demenz hat ihr das Sprachvermögen genommen. Und wie aus dem Nichts bricht sie immer wieder in Tränen aus.

Die Frau war in der Schweiz Künstlerin, bekannt für ihre Landschaftsmalerei. Bank zeigt mir einen Kalender für 2014 mit Bauernhäusern, den die nun Demente gemalt hat. „Jetzt kann sie auch nicht mehr malen“, sagt Bank. Ihr Mann ist derzeit auch in Chiang Mai, er möchte sie die erste Zeit noch hier begleiten, bald sollen auch die Kinder kommen und sich alles anschauen. Wenn alle dann einverstanden sind, werde seine Frau dauerhaft hier bleiben, erzählt er mir.

Während meines Besuchs in der Vorweihnachtszeit sind viele Angehörige vor Ort, was für mich eine gute Gelegenheit bietet, mit ihnen das Gespräch zu suchen. Sie müssen sich in ihrer Heimat oft Kritik anhören – man schiebe doch Mutter oder Vater nicht einfach ab. „Das kann sehr belastend sein“, sagt Woodtli. Dabei hätten die meisten lange mit sich gerungen und nach etwas Passendem gesucht.

Ich unterhalte mich mit Matilde*. Sie erzählt mir, wie es war, als ihr Mann sich vor einigen Jahren veränderte. Kleine Dinge, die im Alltag irgendwann auffielen, bis er die Diagnose erhielt: Alzheimer im Anfangsstadium. Nach dem großen Schock versuchte das Paar, die verbliebene gemeinsame Zeit noch zu nutzen, reiste, machte Kreuzfahrten. Doch Matildes Mann veränderte sich zusehends, brauchte immer mehr Hilfe, war immer weniger er selbst. Die Mittfünfzigerin erzählt, wie sie ihr altes Leben gegen ein neues eintauschte – als Vollzeitpflegerin. Kaum konnte sie das Haus verlassen und ihren Mann alleine lassen. Besonders, weil er sehr mobil ist und immerzu laufen möchte. Gerade im Winter, sagt sie, bereitet ihr das Probleme, sie könne ihn kaum herauslassen und im Haus fühle er sich eingengt. Einige Zeit leistete Matilde den Job, war nicht mehr Frau, sondern Pflegerin. Eine einfache Verabredung zum Kaffeetrinken war gleich eine organisatorische Meisterleistung, von Freizeit keine Spur. Bis sie sich dazu durchrang, das

* Name geändert

Demenzzentrum in Chiang Mai auszutesten. Vorher war sie den bösen Zungen in ihrem Dorf in der Schweiz ausgesetzt, die lästerten, wie man denn jemanden nur dorthin schicken könne. Doch Matilde ist froh, ihren Mann nun hier in guten Händen zu wissen. Während wir uns unterhalten, läuft er über die Dorfstraße an uns vorbei, beachtet seine Frau aber nicht. Eine junge Thai ist dabei immer hinter ihm und bleibt an seiner Seite, passt auf, dass er nicht dem Pool oder der Hauptstraße zu nahe kommt. Ich merke Matilde an, dass sie sehr mit sich gerungen hat, bis sie diesen Schritt gegangen ist, es ist ihr nicht leichtgefallen, sich dafür zu entscheiden. Doch sie ist froh, es getan zu haben, denn diese Art von Betreuung hätte sie auf Dauer selbst nicht stemmen können. Wenn sie in die Schweiz zurückkehrt, wird sie auch wieder ein Leben außerhalb von ihrem Haus und der Pflege haben können.

Die Gespräche mit den Angehörigen handeln nicht nur von Pflicht und Pflege. Sie handeln auch von Liebe. Von der Liebe zu einem Menschen, mit dem man bislang sein Leben geteilt hat, gemeinsam Entscheidungen getroffen hat und einen Partner in guten und schlechten Zeiten hatte. Erhält man die Diagnose „Alzheimer“, weiß man, dass man diesen Partner Stück für Stück verlieren wird, er oder sie wird mit der Zeit ein anderer Mensch werden. Wie stark muss diese Liebe sein, dass es Frauen und Männer schaffen, ihren Partner jahrelang zu pflegen und doch sehen zu müssen, dass sich der Zustand nie mehr verbessert, sondern eher schlechter wird? Wie schwer muss es sein, zwar die Person, die man liebt, noch physisch bei sich zu haben – doch in Wirklichkeit ist es ein anderer Mensch, mit dem keine Unterhaltung mehr möglich ist, von dem keine Umarmung und kein Danke mehr kommt.

Wie stark Liebe sein kann, wurde mir im Gespräch mit Siegfried* deutlich. Der Senior ist selbst nicht mehr ohne Gebrechen, und dennoch pflegt er seine Frau Irene seit acht Jahren. Sie ist kaum mehr ansprechbar, sitzt im Rollstuhl und hat das Wesen eines kleinen Kindes. Für fünf Monate überwintern Siegfried und Irene nun in „Baan Kamlangchai“, zum zweiten Mal, und es ist für beide eine Erholung. Irene wird von den Thai-Pflegerinnen geduldig umsorgt und Siegfried kann sich selbst regenerieren. Was mal sein wird, wenn er selber nicht mehr kann? Darüber macht er sich viele Gedanken. Er hofft, dass die Söhne einspringen, sollte er mal die Pflege nicht mehr allein stemmen können. Doch er will selbst weitermachen, bis es nicht mehr geht.

* Name geändert

Während meiner Vorrecherche habe ich auch Kritik am „System Woodtli“ gehört. Andere Betreiber von Altenheimen in Thailand kritisieren, dass der Schweizer zu hohe Kosten berechne für einen Service, den nicht ausgebildete Krankenschwestern übernehmen. Woodtli selbst sagt, dass ein Drittel seiner Angestellten eine Ausbildung als Hilfskrankenschwester haben. Sie beinhaltet einen Kurs sowie eine sechsmonatige Ausbildung im Krankenhaus mit Praktikum. Die meisten seiner Mitarbeiter seien allerdings Quereinsteiger, die Erfahrungen im Umgang mit älteren Menschen aus ihrer Kindheit und Jugend haben. Und während meines Besuchs empfinde ich es so, dass für die Art von Pflege, die die Demenzkranken benötigen, Empathie und Geduld wichtiger sind als ein Diplom.

Bald bekommt Platzhirsch Woodtli allerdings Konkurrenz: Im Sommer 2014 will ein Schweizer Großinvestor eine Anlage in Chiang Mai eröffnen, in der demente Menschen mit ihren Partnern zusammenleben können – sowohl für kürzere als auch längere Aufenthalte. Auf einer Fläche von fünf Fußballfeldern soll das „Vivo Bene“ mehr als 70 demente Menschen aufnehmen können. Die Bewohner sollen in Zwölfzimmer-WGs leben, die einen gemeinsamen Innenraum umfassen. Besucher und Begleiter können entweder im selben Haus wohnen oder ein Hotelzimmer beziehen.

Auf seiner Homepage preist der Betreiber das „Restaurant im Clubhaus“ an, das „Schweizer und thailändische Küche auf hohem Niveau“ anbiete. Im Shop könne man Schweizer Produkte und in der „hauseigenen Bäckerei“ „feine Patisserie“ kaufen. „Und wer sich erholen möchte, lässt sich im Spa mit einer Massage, vom Coiffeur oder im Beauty-Salon verwöhnen.“ Im Angebot gibt es verschiedene Pakete: Eine Woche mit Unterkunft, Verpflegung sowie Rundum-Betreuung kostet rund tausend Euro aufwärts. Es scheint eine professionelle Demenz-Anlage mit allem rundherum zu werden – genau das, wogegen sich Woodtli, der auch expandieren könnte, entschieden hat und lieber bei seinem Dorf und seinem Dutzend Gästen bleibt.

Ich konnte in Chiang Mai drei völlig unterschiedliche Wohnformen für völlig unterschiedliche Bedürfnisse kennenlernen: Eva im „Happy Home“, eine Gemeinschaft für aktive und selbstständige Menschen, die ihr eigenes Reich behalten, aber doch die Sicherheit der Gemeinschaft nicht missen wollen. Peter Browns Projekt „Care Resort“, bei dem die Zukunft zeigen wird, ob man ein Luxushotel zu einem Altenheim umbauen kann. Und „Baan Kamlangchai“, wo Martin Woodtli Demenzkranke betreut in einem Ausmaß, das in Deutschland so niemals bezahlbar wäre.

9. Ballermann in Thailand, Pattaya

Als 25-jährige Frau bin ich ziemlich genau das Gegenteil vom typischen Pattaya-Besucher. Die Küstenstadt, knapp anderthalb Stunden Autofahrt von Bangkok entfernt, ist ein Mikrokosmos für sich und gilt als der Sündenpfuhl Thailands. Billigen Sex gibt es hier an jeder Ecke, auch der älteste, unattraktivste Mann wird hier fündig, solange er Geld dabei hat. Ist das frauenverachtend? Wahrscheinlich. Aber auslassen werde ich mich darüber nicht. Denn zum einen ist mein Thema ein anderes und ich bin nicht hier, um darüber zu richten. Zum anderen hat dieses System, wie so vieles, zwei Seiten. So unappetitlich uns die Situation in Pattaya vorkommen mag, es gibt auch Fälle, in denen beide Seiten gleichermaßen „profitieren“. Manche Thaifrauen sind sogar froh, einen westlichen Mann als Partner zu haben, denn auch die Thaimänner können ziemlich grob sein.

Pattaya selbst hat rund 100.000 Einwohner, die zum größten Teil vom Tourismus leben. Ob in Restaurants, Bars oder Hotels – die Jobs hier locken Menschen auf der Suche nach Arbeit aus dem ganzen Land an. Besonders Frauen aus dem Isaan, der armen Region im Nordosten, kommen häufig nach Pattaya. Ihr größter Erfolg ist es, einen Mann aus dem Westen in eine dauerhafte Partnerschaft zu binden. Er kommt vielleicht für ein paar Monate im Jahr und überweist dauerhaft Geld. Am besten wäre es natürlich, er würde sie gleich nach Europa mitnehmen.

Die Atmosphäre in der Stadt ist mit dem Ballermann auf Mallorca vergleichbar. Es gibt Strand (nicht so schönen wie im Süden des Landes), eine Uferpromenade mit vielen Snack-Verkäufern und eine Straße, auf der die Songthaew, umgebaute Pick-ups mit zwei Sitzbänken hinten, rauf und runter fahren. Zum Einsteigen winkt man sie heran, zum Aussteigen drückt man auf die Klingel. So kommt man in Pattaya von Strandabschnitt zu Strandabschnitt. An der Straße gibt es ein Restaurant neben dem anderen. Dass hier tausende Deutsche dauerhaft leben und dazu noch viele regelmäßig für einige Monate überwintern, kurbelt die örtliche Wirtschaft an. „Bei Gerhard“, „Zeppelin“ oder „Haus München“ heißt es hier. Für Klöße und Braten muss man nämlich gar nicht zurück nach Deutschland, die Rentner bekommen auch hier von gutbürgerlicher Küche bis hin zu Weizenbier alles, was das Herz begehrt. Dass von Sonne, Strand und niedrigen Preisen nun auch immer mehr Russen angelockt werden, stößt vielen Deutschen in Pattaya übel auf. Sie beschwerten sich über das unfreundliche Verhalten der russischen Touristen, die immer mehr Strandabschnitte für sich einnehmen. Viele Hotels stellen nun auch um, bringen ihren Angestellten russisch bei und übersetzen die Speisekarten auf kyrillisch.

Was in Pattaya an allen Ecken auffällt, ist die überproportional hohe An-

zahl von alten Männern, die Hand in Hand mit einer jungen Thai unterwegs sind. Oder sich in einer Liege massieren lassen. Oder sich hinten auf einem Motorroller von einer kutschieren lassen. Fast nie sind sie im gleichen Alter, oft scheint es, als lägen mehr als 40 Jahre zwischen den skurrilen Paaren.

Pattaya gilt als das Rentnerparadies des kleinen Mannes. Wer eine mittlere und höhere Rente hat, vermeidet es tunlichst, hier seine Zelte aufzuschlagen. Stattdessen leben hier vor allem Männer mit kleinem Portemonnaie nach dem Motto: Hauptsache billig. Das hat der Stadt ein schäbiges Image verpasst, gegen das die örtliche Tourismusbehörde eifrig arbeitet. Sie wäre lieber familienfreundlich und setzt auf Aquarium und Teddymuseum statt auf Bars und Bordelle.

10. Zu Besuch in der Villa Germania, Pattaya

Wenn in deutschen Medien über Pattaya berichtet wird, fällt meist kein gutes Licht auf die Stadt und ihre Bewohner. So auch geschehen in der umstrittenen Doku-Serie „Villa Germania“, die aus Jugendschutzgründen spätnachts im Privatfernsehen ausgestrahlt wird. Hier geht es um die Apartmentanlage Villa Germania in Pattaya. Rund hundert Wohnungen fasst das Hochhaus in zweiter Reihe zum Strand im Süden Pattayas, in dem ausschließlich Deutsche, Österreicher und Schweizer leben. Der frühere Werbekaufmann und Unternehmer Horst Thalwitzer managt die Anlage und hat mit der Fernsehproduktion einen guten Deal für sich organisiert. Zum einen die Gage, zum anderen kann er sich seit der Ausstrahlung vor Anfragen nicht retten, die Wartelisten sind lang. Wer kein Zimmer in der Hochburg der Deutschen ergattert, kommt zumindest mal vorbei und trinkt, um das Ganze einmal live zu erleben, ein Bier im Bistro im Erdgeschoss oder in der Stammkneipe der Bewohner, die passenderweise „Forever Young“ heißt.

Horst ist extrem braun, trägt einen Bierbauch und das Hemd zur Hälfte offen. Seit zehn Jahren war er nicht mehr in Deutschland. Seine Frau kommt jedes Jahr für ein paar Monate rüber. Neben ihr hat er aber auch noch zwei Thai-Freundinnen. Er erzählt von den Dreharbeiten, zeigt stolz einen Ausschnitt aus der „Bild der Frau“. Darauf ist er mit einer jungen Thai zu sehen, gut kommt der 69-Jährige in dem Bericht nicht weg, aber er freut sich dennoch, dass über ihn geschrieben wird. Dass Journalisten nicht nur warme Worte für ihn und seine polygame Lebensweise übrig haben, ist ihm völlig klar und er kann damit gut leben. Nur einmal ging es ihm zu weit. Das war, als der Spiegel-Reporter Alexander Osang die Villa Germania besuchte, und mit seiner kritischen Reportage kein positives Licht auf die Bewohner der

Villa warf. Der habe nur Schrott geschrieben, sagt Horst. Man sei auch dagegen vorgegangen, eine Gegendarstellung habe der Spiegel allerdings nicht gedruckt. Besonders der letzte Satz der Reportage lässt es Horst noch heute kalt über den Rücken laufen: „Der Sand ist so grau, als wären hier bereits viele deutsche Rentner bestattet worden, die den Tod im Paradies starben.“ Nein, das stimme ja so gar nicht.

Doch Horst lässt sich die gute Laune nicht nehmen, Kritik lässt er an sich abprallen. Die nächste Staffel von „Villa Germania“ wird im Sommer ausgestrahlt, die Wohnungen sind ausgebucht, der Fanshop läuft gut. Gerade erst hat Horst eine CD aufnehmen lassen, der Karnevalsschlager „Viva Colonia“ wurde in „Villa Germania“ umgedichtet. Er lässt nicht locker, bis ich ihn zu seinem Auto in der Garage begleite, stolz spielt er mir das Lied vor und wippt auf dem Lenkrad mit.

Die Wohnungen in der Villa sind zwischen 40 und 94 Quadratmetern groß und so eingerichtet, dass es im Reisekatalog „zweckmäßig“ hieße. Laut Horst sind 70 Prozent der Wohnungen im Besitz der Eigentümer selbst. Wer ein Zimmer mieten will, zahlt tausend Baht (rund 25 Euro) pro Nacht oder 30.000 Baht (rund 650 Euro) im Monat. Fragen Russen nach einem Zimmer, heißt es von vornherein „Nichts frei“.

Fast alle der Männer in der Villa haben eine oder mehrere thailändische Freundinnen und ziehen regelmäßig durch die Bars, um neue Bekanntschaften aufzutreiben. Im besten Fall entwickeln sich daraus Zweckbeziehungen, die im Alter die Pflege des Mannes sichern. Horst sagt, er kenne Damen, die sich gegen Bezahlung auch um gebrechliche Männer kümmern würden, und könne bei Bedarf vermitteln.

In der Welt von Horst und Co. wird auch ein alter Mann noch umschwärmt von Frauen. An Zeiten, in denen es mal nicht mehr so rund laufen wird, wollen die Männer noch nicht denken. So ticken die meisten männlichen Auswanderer in Pattaya: Hauptsache jetzt läuft es gut, an später lieber nicht denken. Das führt dazu, dass die wenigsten vorsorgen, viele besitzen auch keine Krankenversicherung. Vereinsamt siechen sie dann in ihren kleinen Wohnungen vor sich hin, für den Flug nach Deutschland reicht das Geld meist nicht mehr, die Kontakte zur Familie sind alle abgebrochen. Und immer wieder gehen Verzweifelte so weit, dass sie ihrem Elend selbst ein Ende bereiten und sich von den Hochhäusern stürzen.

11. Der Engel von Pattaya

Von solchen Fällen kann auch Esther Kaufmann berichten. Die 54-Jährige lebt seit mehr als 20 Jahren in Pattaya. Anfang der 90er waren sie und ihr damaliger Mann aufgrund seines Jobs ausgewandert. Mittlerweile betreibt die Zürcherin seit einigen Jahren ein erfolgreiches Reisebüro, das sich sowohl um Flüge als auch um die Beschaffung von Visa kümmert. Weil Kaufmann sich in der Region stark ehrenamtlich engagiert, ist sie als „der blonde Engel von Pattaya“ bekannt, es gab bereits mehrere Zeitungsartikel über ihre Arbeit. Mehrmals in der Woche besucht sie deutschsprachige Gefangene in thailändischen Gefängnissen. Die sitzen wegen der unterschiedlichsten Delikte, manche haben etwas mit Drogen zu tun, andere Menschenhandel. Was auch immer, Esther Kaufmann will das gar nicht wissen, weiß oft nicht den Grund für die Haftstrafe. Sie leistet lieber Hilfe, organisiert die Verwaltung von Geld für die Inhaftierten und hat ein offenes Ohr für Gespräche.

Nun kommt noch ein weiteres Sorgenkind hinzu: Kaufmann kümmert sich um einen älteren deutschen Mann, der 1953 mit seiner mittlerweile verstorbenen Frau nach Thailand ausgewandert war. Ihr hatte Kaufmann versprochen, sich nach ihrem Tod um ihren Mann zu kümmern. Das hält sie ein und besucht ihn regelmäßig. Der 84-Jährige leidet an Alzheimer, benötigt eine Rundum-Betreuung. Daher lebt eine Thai-Krankenschwester nun bei ihm, die ihn ständig umsorgt. Mindestens einmal wöchentlich fährt Kaufmann ihn in Bangkok besuchen, begleitet den Mann zu Arztterminen oder entscheidet über medizinische Eingriffe.

Eine solche Stütze wie Kaufmann haben nur wenige Männer, die in Pattaya im Alter auf Hilfe angewiesen sind. Die Schweizerin erzählt von Auswanderern, die ihren zweiten Frühling erleben wollten, bis das Geld alle sei. „Aber ihr Stolz lässt es nicht zu, wieder zurückzugehen.“ Immer wieder gebe es Fälle, in denen die thailändische Freundin ihren hilflosen Freund ausnutzt, seine Rente kassiere und die Bankkarte an sich nehme. Sprechen sich solche Fälle in der Gemeinschaft herum, könne noch geholfen werden. Doch oftmals sind die Männer so immun gegenüber jeglichem Einfluss, dass sie lieber einsam in ihren Zimmern vor sich hinvegetieren.

12. Bibelrunde für deutsche Rentner, Pattaya

Damit der erste Weg der deutschen Männer in Thailand nicht mittags vom Bett gleich in die Bar führt und damit sich die deutsche Gemeinschaft in Pattaya außerhalb der Kneipen austauschen kann, hat die Evangelische Kirche ein Begegnungszentrum errichtet. Zwar liegt der Fokus auf der deutschen

Gemeinde in Bangkok, inklusive Pfarrerehepaar und großem Gemeindehaus. Doch die Größe der deutschen Gemeinde in Pattaya ist beachtlich und das lokale Angebot wird dankbar angenommen.

Das Begegnungszentrum liegt im Norden der Stadt im Viertel Naklua, ein bisschen abseits der Hauptstraße. Von außen eher unscheinbar, von innen eine Mischung aus Wintergarten und Lagerhalle, mit Korbsesseln und Bücher-ecke. Eine mit einem Deutschen verheiratete Thai betreibt hier ein Café, in dem es täglich frisch gebackene Kuchen und gutbürgerliche Küche zu sehr günstigen Preisen gibt. Das zieht die Deutschen an, die dann gerne länger hier verweilen.

Ich spreche mit Wolfgang Wagner. Er ist Pastor im Ruhestand und arbeitet hier quasi auf Honorarbasis. Zuvor hat er in der Evangelischen Akademie in Bad Beuel unterrichtet, war mit 65 Jahren pensioniert worden, doch hatte noch keine Lust, sich zur Ruhe zu setzen. Also schaute er sich nach Stellen für pensionierte Pfarrer im Ausland um. Pattaya klang für ihn und seine Frau interessant und nach einer Herausforderung, in eine große Stadt wollten sie nicht.

Heute sagt Wagner, er sei mit falschen Vorstellungen hierhin gekommen, habe nicht mit der Streitlust und dem Misstrauen der hiesigen Deutschen gerechnet. Daher wolle er eine „Kultur des Vertrauens“ schaffen. Man muss der richtige Typ sein, um nicht an den deutschen Männern und ihren Thai-freundinnen zu verzweifeln, ihren Stammtischparolen und Zankereien. Wagner ist so jemand, der sich nicht anbiedert, aber auch nicht verurteilt, und die Männer nimmt, wie sie sind. Der große Mann mit dem Vollbart verbringt viel Zeit im Begegnungszentrum, auch außerhalb seiner festen Termine wie dem Gottesdienst und Bibelgesprächskreisen. Dann trinkt er seinen Kaffee und hat ein offenes Ohr für die Belange der Besucher. Er sitzt hier zusammen mit Wolfram Reda, einem studierten Psychologen, der nach einigen Stationen in Pattaya gelandet ist und hier nun den Ruf als „Hauspsychologe“ hat. Wagner und Reda hören viele Geschichten, die wohl typisch sind für Pattaya, meist beginnen sie unverfänglich bei einer Tasse Kaffee. Wenn es zu intim wird, stellt Wagner ein Schild auf den Tisch – „Bitte nicht stören“. Hier können die älteren Männer ihr Herz ausschütten, ehrlich sein und Schwäche zeigen, wie sie es wohl an keinem anderen Ort in Pattaya können. Häufig hört Wagner dann von Problemen in den ungleichen Beziehungen mit den Thailauren oder auch jungen Thaimännern. Gutgläubig geben sie ihnen ihre Kreditkarten samt PIN und wundern sich dann, wenn ein Konto leergeräumt wird.

Viele der älteren Männer in Pattaya wollen die Realität nicht wahrhaben, sie glauben wirklich daran, dass eine 20-Jährige die Wahrheit sagt, wenn sie von Liebe spricht. Solche Erlebnisse machen Wagner deutlich, mit welcher Einsamkeit sich die Männer in Pattaya auseinanderzusetzen haben. Es

bleibt ihnen kaum etwas anderes übrig als in eine Bar zu gehen – und dort dreht sich die Spirale weiter. Auch das Begegnungszentrum schließt um 18 Uhr, es gibt nicht genug Personal, um es länger geöffnet zu haben.

Dankbar nehmen die Männer die Angebote des Zentrums an, jeden Tag gibt es Sprachkurse, Sportangebote, Gesprächsrunden zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Themen oder Bibelkreise. Einmal die Woche wird ein Film vorgeführt. Insgesamt nehmen rund 150 Menschen regelmäßig die Angebote wahr, pro Tag kommen und gehen bis zu 40 Leute. Reda sagt, es sei wichtig, dass die Männer nicht zu Hause vereinsamen oder nur am Strand und in Bars rumhängen, sondern stattdessen feste Rituale haben, um eine Struktur in ihr Leben zu bekommen.

Was Reda und Wagner über die älteren Auswanderer erzählen, gleicht dem, was ich vorher schon von anderen Gesprächspartnern gehört habe. Rund 90 Prozent der deutschsprachigen Auswanderer in Pattaya sind laut Reda männlich. Meist haben sie keine Bindung mehr nach Deutschland, hätten alle Zelte abgebrochen und abgeschlossen mit ihrem alten Leben. Das werde ihnen allerdings oftmals zum Verhängnis: Denn eine bezahlbare Krankenversicherung, die Menschen über 65 für lange Aufenthalte in Thailand versichert, ist schwer zu finden. Also gehen die Auswanderer auf Risiko und steigen getreu dem Motto „Wird schon nichts passieren“ in den Flieger. In Thailand folgt dann oft die böse Überraschung. Denn im Krankheitsfall können die Kosten für die Behandlung schnell mal tausende Euros betragen – gerade wenn man eines der besser ausgestatteten Krankenhäuser in Anspruch nehmen möchte. „Hat der Betreffende dann nicht genug Geld auf dem Konto, gibt es Drama“, sagt Wolfram Reda. Kontakte zu Familie und Freunden, die finanziell unter die Arme greifen könnten, gibt es meist keine mehr, dennoch wird versucht, Kinder oder andere Verwandte zu mobilisieren, um den Erkrankten nach Deutschland zu holen. Dass das nicht immer einfach ist, musste Reda zur Genüge erfahren. „Viele Männer sind stur wie Ochsen und wollen partout nicht mehr zurück nach Deutschland.“ Manche trauen sich auch schlichtweg nicht mehr zurück, weil ihnen in der Heimat geneidet werde, dass sie ein Leben unter Palmen führen. Lieber sterben die Rentner krank und einsam in Pattaya als sich die Blöße zu geben, zurück in die alte Heimat zu kommen. Dass Sterben manchmal ein Prozess ist, der sich über schmerzhaft lange Zeit hinzieht, planen sie in ihre Rechnung nicht mit ein. Und wenn es gar nicht mehr ginge, sagt Reda, „fallen sie vom Balkon. Nach dem Motto: ‚Dann sterb’ ich eben‘.“ Wie viele der Auswanderer in Pattaya aus Verzweiflung diesen Weg gehen, kann keiner sagen, die Behörden in Thailand sind in solchen Fällen extrem zugeknöpft. Nun hat Wagner im Begegnungszentrum auch ein Sterbeseminar angeboten, das sehr gut besucht wurde. Hier ging es um Vorsorge wie das Testament, die Pflege und

Beerdigung. Unangenehme Themen, die bei den Pattayarentnern eigentlich nicht gut ankommen.

Später gesellen sich noch regelmäßige Besucher des Begegnungszentrums zu unserem Gespräch. Sie haben jüngere Thaufreundinnen und sprechen ganz offen über die ungleichen Beziehungen. „Wir werden hier als alte Männer von den Frauen hofiert“, sagt einer. Im nächsten Satz fällt dann wieder ein abschätziger Spruch über die Frauen, die ja nur das Geld und die eigene Familie auf dem Land im Kopf hätten. Insgesamt eine ambivalente Situation, meiner Meinung nach. Die Männer genießen es, hier auf ihre alten Tage noch mal von hübschen, jungen Frauen umschwärmt zu werden. Doch irgendwo in ihrem Bewusstsein wissen sie sehr wohl, dass das nicht alles aus purer Anziehung geschieht. Es ist wohl ein Deal, den beide damit eingehen: Er kümmert sich finanziell um die Frau und ihre Familie, sie kümmert sich sozial um ihn. Beide brauchen einander. Und manchmal, da wird daraus so etwas wie Liebe. Die kann ja schließlich viele Facetten haben.

Der Besuch in Pattaya war wichtig für meine Reise. Auch das Leben hier ist ein Puzzleteil der deutschen Rentner in Thailand – wenn auch kein so schönes. Besonders die mit wenig Geld finden hier ein neues Zuhause. Man kann sie verurteilen für den Wunsch, für wenig Geld viel haben zu wollen und sich nach der Nähe einer jungen Frau zu sehnen. Sicherlich sind es auch nicht alle gute Menschen, die hier ein fehlerloses Leben führen. Doch das Bedürfnis, im Alter noch einmal schön zu leben und ein paar gute Jahre zu haben, wird wohl niemand völlig abwegig finden.

13. Im Goethe-Institut, Bangkok

Das Schöne an meiner langfristigen Recherche war, dass ich auch Gelegenheit hatte, zufällig auf Menschen zu treffen, mit denen ich über mein Thema sprechen konnte.

Das Goethe-Institut in Bangkok liegt passenderweise in der „Soi Goethe“, also der Goethestraße, unweit der Deutschen Botschaft. Hier werden Deutschkurse angeboten, die besonders viele Thaufrauen besuchen, um ein Visum zu bekommen und ihren Männern nach Deutschland folgen zu können. Während der Wintermonate, in Thailand eine trockene und warme Zeit, werden dienstagsabends auf einer großen Leinwand im Garten des Instituts deutschsprachige Filme gezeigt.

Die Bibliothek des Instituts umfasst nicht nur Sprachbücher, Belletristik und Romane auf Deutsch, sondern auch aktuelle Tages- und Wochenzeitungen sowie Magazine aus Deutschland. Deswegen kommen deutsche Auswanderer gerne hier vorbei, lassen sich für ein paar Stunden in den Ses-

seln nieder und genießen die Lektüre. Hier treffe ich auf Günther*. Er trägt Shorts, ein blaues Hemd und hat volles, weißes Haar, Typ Gunther Sachs. Von Montag bis Freitag kommt er jeden Vormittag ins Goethe-Institut, macht es sich für ein paar Stunden in einem der Sessel gemütlich und liest. Meist bis das Institut um 18 Uhr schließt. Heute liest er den Stern. Wir kommen ins Gespräch, er erzählt, dass er eine Finanzberatung hatte und hier von November bis Mai überwintert, seit mittlerweile acht Jahren. Der 72-Jährige ist geschieden, hatte lange eine Thai-Freundin, doch hat er damit keine guten Erfahrungen gemacht. „Bei denen zählt nur die Familie“, sagt Günther. Wenn sie sich entscheiden müssten zwischen Partner und Familie, würden sie immer das zweite wählen. Den Frauen in Thailand gehe es bei einer Beziehung zu einem westlichen Mann nur ums Geld, sagt er. Früher hat er im „Hotel Malaysia“ übernachtet, einem bekannten Budgethotel, das für seine Schwulenfreundlichkeit bekannt war. Nun mietet er sich für die sieben Monate, die er jedes Jahr in Bangkok verbringt, eine Wohnung im Haus einer älteren Chinesin. Über Weihnachten fährt Günther nach Koh Samui. Viele Freunde hat er hier nicht, die meiste Zeit ist er allein. Ich habe das Gefühl, dass er froh ist, mit mir zu reden, er will mich gar nicht mehr gehen lassen, folgt mir bis nach draußen. Ein bisschen tut mir der Mann leid – so interessant kann das Leseangebot im Goethe-Institut nun auch nicht sein, dass man hier jeden Tag acht Stunden verbringen möchte. Aber das ist seine Routine, Günther fühlt sich wohl in Thailand und dank des Klimas geht es ihm gesundheitlich gut.

An der Rezeption des Instituts arbeitet Phän. Der 29-Jährige spricht hervorragend Deutsch, hat an der Uni in Chiang Mai, wo er ursprünglich herkommt, seinen Bachelor in Germanistik gemacht und in Bangkok einen Master in Deutscher Literatur. Er interessiert sich für mein Recherchethema, auch wenn er mit Altenheimen nicht viel anfangen kann. Zwar gibt es so etwas wie häusliche Pflegedienste auch in Thailand, sagt Phän, allerdings nur für diejenigen, die es sich leisten könnten. Der Großteil der Thais wird immer noch von Angehörigen gepflegt, innerhalb der Familie gebe es eine große Verbundenheit. Im Norden, wo Phän herkommt, herrsche noch eher eine „Machogesellschaft“, in denen sich die Frauen um Oma oder Onkel kümmern. Eine staatliche Rente gebe es nicht, also müssen die eigenen Kinder oder die dörfliche Gemeinschaft für die Hilfsbedürftigen sorgen. Allerdings, sagt Phän, werde dieses System auch immer mehr zum Problem, denn die jüngere Generation habe wenig Interesse, ihr Leben nach den Al-

* Name geändert

ten auszurichten. Viele junge Menschen ziehen nach Bangkok, wollen dort gute Jobs haben. Phän selber möchte später, wenn seine Eltern mal auf Hilfe angewiesen sein sollten, zurück nach Chiang Mai. Das sei für ihn selbstverständlich, es gehöre sich so.

Diese gesellschaftliche Veränderung bestätigt mir auch Peter, ein Deutschlehrer im Institut, der seit mehr als elf Jahren dort unterrichtet. Immer wieder sehe er im thailändischen Fernsehen Spendenaufrufe für ältere Menschen auf dem Land, die keine Familie haben, die sich um sie kümmert. Gerade im Isaan, der armen Region im Nordosten Thailands, komme dies häufig vor, denn viele Menschen verlassen die Gegend auf der Suche nach Arbeit im touristischeren Süden des Landes.

Aber auch mit deutschen Rentnern kommt Peter in Kontakt, denn er unterrichtet viele Thailänderinnen, die mit einem solchen liiert sind. Die Frauen müssen Deutsch lernen, um ein Visum für Deutschland zu bekommen. Eine Vorverurteilung dieser ungleichen Beziehungen, wie man es häufig in Deutschland erlebt, möchte sich Peter nicht erlauben. „Der deutsche Mann ist meist das kleinere Übel“, sagt er. Viele Thai-Ehen werden oft schon sehr jung geschlossen, und die Thai-Männer hätten einen Hang dazu, fremdzugehen oder das Geld rauszuhauen. Da seien die deutschen Männer, auch wenn sie meist um einiges älter sind, gar keine schlechte Option für viele Thais. „Die deutschen Männer behandeln sie meist besser als ihre Landsmänner“, sagt Peter.

14. Konzert im Park, Bangkok

Der Lumpini Park ist so etwas wie die grüne Lunge von Bangkok. Eine Ruhe Oase im Stadtzentrum, die abseits der Autoabgase und Garküchen tagsüber tausende Menschen anzieht. Auf dem See schippern kleine Boote, Mütter schieben ihre Kinderwagen unter hohen Laubbäumen vor sich her und abends drehen Jogger nach der Arbeit ihre Runden auf dem Asphalt, der sich durch die gepflegten Grünflächen schlängelt. Besonders zum Leuteschauen macht es Spaß hierhin zu kommen, man kann zum Beispiel ältere Herren dabei beobachten, wie sie sich mit Brettspielen die Zeit vertreiben oder Kindern beim Spielen zusehen.

Jeden Sonntag in den Wintermonaten (die in Thailand die angenehmsten sind, mit trockenem und erträglich warmem Klima), spielt das Bangkok Symphony Orchester ein Konzert im Lumpini Park im Stadtzentrum von Bangkok. Das Ganze ist kostenlos, mittlerweile in der 21. Saison, ein Ge-

schenk für Bangkoks Einwohner. Dementsprechend voll wird es, es lohnt sich also, schon früh zu kommen. Die Musiker sitzen in einem Pavillon, der wie die Grünfläche drum herum stimmungsvoll beleuchtet wird. An Imbissständen gibt es Popcorn, Getränke und – ganz beliebt – Toastbrot bestrichen mit Butter und Zucker. Viele Männer haben ein Geschäft daraus gemacht, Matten für die Vorstellung zu verleihen an diejenigen, die keine eigene Unterlage dabei haben. Es ist tatsächlich ein Angebot für jedermann, hierhin kommen Thaufamilien genauso wie Expatriates, junge Menschen, alte Menschen, schwule Pärchen oder einzelne Leute. Manche zelebrieren das Ganze wie ein Fest, packen zig Tupperdosen aus, trinken Wein und lauschen genüsslich der Musik. Rentner bringen ihre Klapphocker mit, Kinder hüpfen im Takt der Musik und Pärchen kuscheln verliebt. Die Musikauswahl ist so vielfältig wie das Publikum, sie reicht von Klassikern wie Strauß, Radetzky und Tschaiakovsky über Disney bis hin zu thailändischen Volksliedern. Leider musste das Orchester alle weiteren Konzerte absagen, als die Proteste in Bangkok im Januar wieder begannen, sehr zum Bestürzen der vielen Anhänger, für die der Sonntagabend im Park schon ein Ritual geworden ist.

An einem Sonntag Anfang Januar bin ich mit Freunden zum Konzert verabredet. Auf dem Weg zum Ort des Geschehens bemerke ich einen mittelalten Thai, der einen älteren Mann im Rollstuhl schiebt. Ich komme mit den beiden ins Gespräch und erfahre, dass der Herr im Rollstuhl Martin heißt, Amerikaner und 80 Jahre alt ist. Früher hat er als Diplomat für die USA und später die Vereinten Nationen gearbeitet, ist nach eigenen Worten 50 Mal um die Welt gereist. Mittlerweile binden ihn mehrere Gebrechen an den Rollstuhl, von seiner Frau, die in Washington D.C. wohnt, ist er geschieden. Huy, den Mann, der ihn schiebt, kennt er schon seit Jahrzehnten, sie waren mal Nachbarn im gleichen Wohnhaus. Früher hat Huy Kleidung entworfen und geschneidert.

Vor 13 Jahren kam diese Abmachung zustande, dass sich der Jüngere um den Alten kümmert und mit ihm zusammenlebt. 24 Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche. Dafür versorgt Martin die Familie von Huy finanziell. „Wir sind alte Freunde“, sagt Martin. So kommt mir dieses Verhältnis tatsächlich vor: Der rund 40 Jahre alte Thai kümmert sich nicht aus Verpflichtung um ihn, es wirkt, als würde er mit einem etwas gebrechlichen Kumpel einen Ausflug machen. Elf Monate im Jahr verbringt der Amerikaner in Thailand, einen Monat ist er in seiner Heimat Washington D.C., drei Mal hat ihn Huy auf der Reise begleitet.

Die beiden Männer wohnen ganz in der Nähe des Lumpini Parks in einem Apartmenthaus. Jeden Sonntag schiebt Huy den Rollstuhl mit seinem Schützling über die für Rollstühle eher ungeeigneten Fußgängerwege, um gemeinsam das Konzert zu besuchen. Eine Woche später sehe ich die beiden unerwartet wieder, ich erkenne sie schon von Weitem. Martin, in sich gebeugt im Rollstuhl, auf der Wiese, neben ihm sitzt Huy im Gras und reicht seinem Freund Cracker an. Das Orchester spielt den Radetzky-Marsch.

Wie würde Martin in seiner Heimat, den USA, gepflegt werden? In einem konventionellen Heim würde er wahrscheinlich nicht so intensiv betreut werden können. Und auch bei Huy hatte ich das Gefühl, dass ihm die Pflege seines Freundes Freude bereitet und dass ihn die Aufgabe ausfüllt.

15. Deutscher Hilfsverein, Bangkok

Für den Fall, dass Deutsche in Thailand in Not geraten, gibt es eine sehr sinnvolle Anlaufstelle in Bangkok und Pattaya – den deutschen Hilfsverein, mit drei thailändischen Mitarbeitern. Eigentlich war der von in Thailand lebenden Deutschen gegründete Verein gedacht für Urlauber, die vor Ort Probleme haben, zum Beispiel ihre Kreditkarte verloren haben oder krank wurden, und schnelle, unbürokratische Hilfe benötigen. „Unverschuldet in Not“ war das Credo. Allerdings gibt es immer mehr Fälle von älteren deutschen Auswanderern, die die Unterstützung des Hilfsvereins benötigen. Viele haben kein Geld mehr, sind krank und können sich kein Krankenhaus leisten.

Das Thema Krankenversicherung ist ein leidiges für die meisten älteren Auswanderer. Eine wirklich optimale Lösung, sich als Deutscher dauerhaft in Thailand zu versichern, gibt es nicht, habe ich in den Gesprächen erfahren. Entweder ist die Krankenversicherung zu teuer, deckt nicht genug ab oder gilt nicht für einen dauerhaften Aufenthalt. Die reguläre deutsche Krankenversicherung greift im Regelfall nicht im außereuropäischen Ausland. Dazu kommt, dass es gerade für ältere, gesundheitlich oftmals angeschlagene Menschen schwieriger ist, einen preiswerten Tarif zu bekommen. Daher verzichten viele Rentner in Thailand auf eine Versicherung. Einen Arztbesuch hier und da in bar zu zahlen, tut nicht weh. Kommt es allerdings zum Ernstfall, übersteigen die Kosten von Krankenhausbehandlung, Krankentransport oder gar Rücktransport nach Deutschland die Möglichkeiten der meisten, ein Risiko, das viele lieber verdrängen.

Der Deutsche Hilfsverein betreibt eine Sozialstation auf dem Gelände einer Universität in Bangkok, wo die Arbeit koordiniert wird. Geleitet wird

das Büro von Sirirat Sukarapak. Sie und ihre beiden Mitarbeiterinnen sprechen fließend Deutsch und sind erste Ansprechpartner für Hilfe suchende. Mit rund fünf neuen Fällen müssen sie sich täglich beschäftigen. Über finanzielle Hilfen entscheidet ein Vergabeausschuss, der sich aus Mitgliedern des Hilfsvereins zusammensetzt. Darunter sind der Betreiber eines deutschen Restaurants in Bangkok, zwei Manager, die deutsche evangelische

Pfarrerin sowie der katholische Pfarrer in Bangkok. Um schnell zu helfen, können auch Kleinkredite gewährt werden.

Gegründet wurde der Verein 2006 auf Initiative des damaligen deutschen Botschafters in Bangkok, der sich des Bedarfs einer unkomplizierten Anlaufstelle bewusst war. Momentan hat der Verein 60 Mitglieder. Haupteinnahmequelle ist das jährliche „Fest der Deutschen“, das unter Schirmherrschaft der Deutschen Botschaft und der Außenhandelskammer steht.

Laut Satzung will der Verein „in Thailand in Not geratenen Personen vorwiegend deutscher Staatsangehörigkeit“ helfen. Finanziell bedeutet das „Hilfe zur Selbsthilfe“ und nur, wenn feststeht, dass keine andere Hilfe möglich ist, zum Beispiel durch Verwandte, Freunde oder die Deutsche Botschaft. Neben finanzieller Unterstützung gehören dazu auch rechtliche Beratung, psychosozialer Beistand und Kranken- und Altenhilfe sowie Haftlingsbetreuung. Auch wenn offiziell Fahrlässigkeit, Verantwortungslosigkeit und Leichtsinn nicht honoriert werden, gibt Sirirat Sukarapak zu, dass sie auch in solchen Fällen niemanden gleich zurückweist.

Oft sind es tickende Zeitbomben, die schließlich auf Sukarapaks Schreibtisch landen. Zum Beispiel Senioren, die jahrelang ohne Krankenversicherung in Thailand gelebt haben, meist mit eher geringer Rente. Wenn sie einen Unfall haben oder eine ernsthafte Erkrankung wie Krebs bekommen, schaffen sie es allein nicht mehr, die Rechnungen zu bezahlen. Zwar seien solche Fälle eigentlich nicht die, für die sich der Verein zuständig fühle. Allerdings wolle man die Deutschen auch nicht hilflos allein ihrem Schicksal überlassen.

Ich spreche mit Sukarapak auch über den Umgang mit älteren Menschen in Thailand. Sie bemerkt, wie schon andere meiner Gesprächspartner, einen gesellschaftlichen Wandel. „Man hat alte Leute nicht mehr gerne zu Hause“, sagt sie. Die Familie in Thailand habe sich verkleinert, immer seltener leben mehrere Generationen unter einem Dach, wie es noch früher üblich war. Die Kinder gehen nun früh aus dem Haus, um Karriere zu machen. Statt ihre eigenen Eltern zu pflegen, zahlen sie lieber für private Pflege oder eines der Altenheime für die wohlhabende Schicht, die nun immer beliebter werden.

Das Gefühl von Verpflichtung, ältere Angehörige pflegen zu müssen, nehme nicht ab, sagt Sukarapak, nur das Bedürfnis, dies selber zu tun und dafür zum Beispiel Job und Wohnort aufzugeben. „Vielleicht ein bisschen wie in Deutschland.“

16. Deutsche Pfarrerin, Bangkok

Eine weitere Anlaufstelle für deutsche Senioren in Thailand sind die deutschsprachigen katholischen und evangelischen Gemeinden. Ich treffe mich mit der deutschen Pfarrerin Annegret Helmer im Gemeindehaus, in dem sie auch wohnt. Wir sind um 19 Uhr verabredet, es ist stockdunkel in der Straße. Hier steht eine Villa neben der anderen, umzäunt und mit Wächtern. Dann finde ich das Gemeindezentrum, das von einem großen Garten umgeben wird. Im Wohnzimmer der Helmers finden sonntags die Gottesdienste statt, rund 40 aktive Mitglieder umfasst die Gemeinde in Bangkok. Aber auch Menschen, die nur kurze Zeit in Bangkok leben, wie Touristen, Langzeiturlauber und Praktikanten, nehmen an den Gottesdiensten teil.

Seit drei Jahren teilt sich das Ehepaar Helmer die Stelle des evangelischen Pfarrers in Bangkok. Zuvor waren beide mehr als 20 Jahre lang in einer evangelischen Gemeinde in Essen beschäftigt. Als sie 50 Jahre alt wurden, kam die Zäsur: Die Söhne hatten das Abitur bestanden und standen auf eigenen Beinen. Noch mal der richtige Moment für eine Veränderung, dachten sich die Helmers und stießen auf die Anzeige der Evangelischen Gemeinde in Bangkok. Einer der größten Unterschiede zu ihrer Arbeit in Deutschland sei die sich ständig verändernde Gemeinde, viele Mitglieder verlassen Bangkok mit ihren Familien nach drei Jahren, wenn ihr Arbeitsvertrag ausläuft. Die fehlende Kontinuität mache es schwierig, Leute für die Mitarbeit, zum Beispiel im Pfarrgemeinderat, zu gewinnen. „Man lernt, von der Hand in den Mund zu leben“, sagt Helmer. „Und man lernt, sich zu verabschieden.“

Neben Expats, die für ein paar Jahre mit ihren Familien nach Bangkok versetzt werden, sind die deutschen Rentner laut Helmer ein großer Bestandteil der Gemeinde. Zum einen gibt es die wohlhabenden Senioren, die Kultur, Golf und das Stadtleben möchten und bevorzugt in Städte wie Hua Hin, Chiang Mai und Phuket ziehen. Auf der anderen Seite steht die meist männliche Gruppe, die größtenteils in Pattaya lebt. Viele dieser älteren Herren seien geschieden, ohne Netz in Deutschland. „Männer mit Ballast“ nennt Helmer sie. Nach dem Motto „Nach mir die Sintflut“ kämen diese Herren

nach Thailand – meist ohne Krankenversicherung oder ausreichende Altersvorsorge.

Hier versuche man im Ernstfall, wie auch schon Sirirat Sukarapak vom Deutschen Hilfsverein erzählt hat, möglichst Kontakt zu Angehörigen in Deutschland herzustellen, damit diese Menschen „im deutschen Sozialnetz aufgefangen werden“. Ehrenamtliche begleiten die Kranken dann im Flugzeug zurück nach Deutschland.

Häufig werde man von Nachbarn hingewiesen auf solche Fälle, darauf, dass ein Mann krank und einsam in seiner Wohnung vegetiert, vor Schmerzen stöhnt. Auch wenn sie diese dann besucht, erlebt Helmer immer wieder, dass sie mit ihrem Hilfsangebot auf taube Ohren stößt. Stattdessen zeigen die Männer auf ihre Thai-Partnerin und sagen „Die kümmert sich um mich.“ Die Dunkelziffer der Männer, die sich selbst umbringen, sei hoch.

Helmer erwartet, dass das Angebot von Pflegeeinrichtungen in Pattaya in den nächsten Jahren stark zunehmen wird. Seit ungefähr zehn Jahren ließen sich immer mehr Rentner in Pattaya nieder und die kämen so langsam in das Alter, in dem sie intensive Pflege brauchen. Die Pfarrerin glaubt, dass es bald mehr private Einrichtungen geben wird, die sich auf die Pflege älterer Ausländer spezialisieren.

Schon jetzt gebe es Firmen, die Rentnern helfen, sich ein Visum für Thailand zu beschaffen, erzählt Helmer. Offiziell müssen deutsche Senioren, die dauerhaft in Thailand leben wollen, ein Vermögen von rund 18.000 Euro oder ein regelmäßiges Einkommen, sprich Rente, von rund 1300 Euro vorweisen. Da einige der Auswanderer das nicht können, helfen windige Anbieter aus, indem sie kurzfristig die gewünschte Summe auf das Konto des Auswanderers überweisen, damit dieser den Kontoauszug vorzeigen kann.

Noch sei es in der Thai-Kultur üblich, hohen Respekt vor dem Alter zu haben und Senioren innerhalb der Großfamilie gepflegt werden. „In einer Generation kann das aber schon anders aussehen“, sagt Helmer. Noch werden die meisten Senioren innerhalb der Großfamilie gepflegt. So wie sie ihre Kinder und Enkelkinder großziehen, so werden die Alten später selber gepflegt. Ihrer Meinung nach hänge dies auch mit dem Glauben, dem Buddhismus, in Thailand zusammen – hier zähle Nächstenliebe, gutes Karma, um im nächsten Leben aufzusteigen.

17. Ein Altenheim für Thais, Bangkok

Schätzungen zufolge leben in Bangkok mehr als zehn Millionen Menschen, davon sind rund 15 Prozent älter als 65, in den nächsten Jahren soll der Anteil auf ein Fünftel ansteigen. Mittlerweile hat auch die Stadt erkannt, dass sie Einrichtungen für diese Leute bereitstellen muss, denn immer weniger von ihnen können durch die Familie ausreichend versorgt werden. Doch neue Altenheime und betreute Seniorenwohnungen entstehen nur langsam, bislang sind sie ein kaum bekanntes Terrain in Thailand. Investoren denken mittlerweile um und ändern ebenerdige Wohnprojekte zu Altenheimen, die sich meist schnell füllen. Nicht immer gehört verlässliche medizinische Versorgung zum Angebot.

Eines der ersten Altenheime in Bangkok ist das Golden Years Hospital, das 1995 gegründet wurde. „Es gab damals keinen vergleichbaren Ort in Thailand“, sagt Chaowarit Reakatanan, der Manager des Altenheims. Und auch heute noch seien die meisten „Nursing homes“ in Bangkok eher semi-offiziell – oftmals seien es Privatleute, die durch Pflege in ihrem Haus hinzuverdienen möchten. Rund 90 Menschen leben im Golden Years Hospital, fast alle sind 60 und älter. 90 Prozent sind Thais, es leben hier aber auch Menschen aus Japan, den USA und Frankreich. Diese sind meist die Eltern von in Bangkok berufstätigen Expatriates, die eine Betreuung ihrer Angehörigen vor Ort wollen. Das Altersheim wirkt wie eine Mischung aus Designhotel und modernem Krankenhaus, überall gibt es Flachbildschirme, die Böden glänzen, die Krankenschwestern tragen rosafarbene Uniformen. Und was mir auch auffällt: Es riecht hier nicht so steril wie in einem Krankenhaus oder wie in manchen Altenheimen, wo manchmal Geruchsmischungen aus Urin, Eintopf und Kölnisch Wasser in der Luft liegen.

Ärzte sind hier rund um die Uhr im Haus, es gibt ein eigenes Reha-Zentrum für Menschen, die nach Operationen wieder fit werden wollen. Die Krankenschwestern sprechen alle mindestens etwas Englisch und haben einen Bachelorabschluss.

Wer hier ein Einzelzimmer bucht, zahlt 1.500 US-Dollar (rund 1.100 Euro) im Monat für Vollpension, Pflege und ärztliche Versorgung. Ein Bett im Dreierzimmer gibt es sogar schon für tausend Dollar monatlich. Medikamente, Physiotherapie und Operationen müssen extra bezahlt werden. Für westliche Standards ist dies nicht viel – und man bekommt viel. Viele Thais, sagt Reakatanan, legen zusammen, um ihre Eltern oder Großeltern hier unterzubringen. Bei einem jährlichen Durchschnittseinkommen von etwa 9.400 US-Dollar pro Kopf keine kleine Summe. Ich besuche das Golden Years Hospital an einem Sonntag und treffe auf viele Angehörige mit Blu-

men und Essen in Tupperdosen, die Bewohner hier besuchen. Ziemlich vergleichbar mit Deutschland. Das Haus wurde absichtlich ganz in der Nähe einer MRT-Haltestelle, der Metro, gebaut, sodass Angehörige unkompliziert vorbeischauen können.

Reakatanan zeigt mir die begrünte Dachterrasse des Gebäudes, das Haus liegt in einem regen Wohnviertel, Platz für einen Garten gibt es hier nicht. Im Physiotherapie-Raum wird gerade geputzt, hier stehen Liegen zur Massage und Trainingsgeräte, die zwar nicht mehr auf dem neusten Stand sind, aber sauber. Die Flure sind L-förmig, in die Zimmer kann man durch eine Glasscheibe hineinschauen. Ich sehe Menschen im Bett liegen, Krankenschwestern wuseln über den Flur, eine Tochter verweilt am Bett ihrer Mutter. Eine ältere Dame sitzt im Rollstuhl auf dem Flur, isst Reis und beobachtet uns lächelnd, als wir vorbeigehen.

„Es wird immer üblicher in Thailand, seine Verwandten in Altenheimen zu betreuen“, sagt Reakatanan. Dennoch sei es keine Option für jedermann, zum einen aus finanzieller Hinsicht, zum anderen, weil viele Thais im Kopf noch nicht so weit seien. Es gebe viele Anfragen, eine Erweiterung des Golden Years Hospitals würde sich lohnen. „Uns geht es dabei aber nicht darum, großen Profit zu machen“, sagt Reakatanan. „Wir wollen primär vernünftige Pflege für ältere Menschen anbieten.“ Er ist der Meinung, dass diese Form von Altenheim momentan den Bedürfnissen der Bangkokker Bevölkerung entspricht, in Zukunft allerdings auch für andere Städte in Thailand möglich wäre.

18. Wie in Bayern, Phuket

Nur noch wenig erinnert auf Phuket im Süden Thailands an den Tsunami, der die Halbinsel an Weihnachten 2006 mit zerstörerischer Kraft getroffen hat. Der Tourismus läuft gut, gerade über die Feiertage. Viele Russen, Skandinavier und Deutsche verbringen ihren Urlaub hier. Wie in Pattaya sind auch hier die russischen Touristen angekommen. Sie nehmen die Strände der Insel für sich ein – nicht immer zum Vergnügen der anderen Urlauber. Meist erkennt man ihre Herkunft, ohne sie ein Wort sprechen gehört zu haben. Russische Männer haben zum Beispiel den Hang dazu, in den knappst möglichen Shorts herumzulaufen und ihr iPad mit ins Meer zu nehmen. Russische Frauen verzichten auch abends in den Bars ungern auf den Bauchfrei-Look. Junge Pärchen fahren in Tuktuks mit Partybeschallung durch die Partystraße, in der eine Bar neben einer anderen steht. In Internetforen tauschen sich Urlauber aus, welche Strände Phukets noch „russenfrei“ sind – bloß nicht nach Patong, wo ein Betonklotz neben dem anderen steht, ist die einhellige Meinung.

Auf Phuket treffe ich immer wieder ältere deutsche Pärchen, die mehrere Wintermonate im Jahr hierhin kommen, und über längere Zeiträume hinweg jedes Jahr dasselbe Apartment mieten und das für mehrere Jahre. So auch Herbert und Hannelore aus Berlin. Seit 28 Jahren kommen die beiden jeden Winter hierhin, seit sie Rentner sind, bleiben sie für drei Monate von November bis Februar. Doch es hat sich viel verändert auf ihrer Insel, sagt Herbert. Es kämen immer weniger Deutsche nach Phuket, weil alles von Russen mit kleinem Budget bevölkert werde. „Unsere Freunde von früher kommen alle nicht mehr“, sagt Hannelore. Das Paar hängt jedoch an Phuket, für sie ist es Gewohnheit. Die beiden waren auch dabei, als der Tsunami auf die Insel traf, glücklicherweise hielten sie sich weit weg vom Strand auf an diesem Morgen. Danach blieben sie noch drei Wochen in Phuket, weil sie das Geschehene verarbeiten wollten. Sie haben dann jedes Jahr den Wiederaufbau miterlebt. „Es ist wie Urlaub in Bayern – irgendwie kommen wir immer wieder hier hin“, sagt Herbert.

19. Ruhepol, Phuket

„Ein liebevolles Zuhause für Demenz oder Alzheimer erkrankte Menschen in einer traumhaften Umgebung.“ So wirbt Anita Somaini auf ihrer Homepage für „Baan Tschuai Duu Lää“ in Rawai im Süden Phukets. Die Schweizerin hat die Anlage 2012 eröffnet und versorgt hier Menschen, die durch Krankheit, Unfall oder altersbedingt Hilfe und Pflege benötigen. Ähnlich Baan Kamlangchai von Martin Woodtli gibt es hier eine Eins-zu-eins Betreuung durch Pflegerinnen.

Momentan leben zehn Menschen hier, die von 36 Krankenschwestern versorgt werden. Die meisten sind für vier bis sechs Monate hier zur Rehabilitation oder Entlastung der Angehörigen, manche auch dauerhaft.

Die Anlage befindet sich etwa zwei Kilometer abseits der Hauptstraße von Rawai, einem kleinen Dorf im Süden von Phuket, an einer Anhöhe. Zu Fuß oder mit dem Motorroller ist der Weg beschwerlich, die Straße ist nicht asphaltiert. Drumherum wächst viel Grün, dann ein paar umzäunte Villen mit Pools und bellenden Hunden, dann wieder ein paar Meter nichts. Das Demenzzentrum liegt in einer Stichstraße und besteht aus mehreren Häusern. Zentrum des Geschehens ist das Haupthaus, wo die Bewohner an einer langen Tafel gemeinsam essen. Jeweils drei bis vier Personen teilen sich eine Art Bungalowbau, der mit einzelnen Schlafzimmern inklusive Bad, Wohnzimmer, Garten, Pool und Terrasse ausgestattet ist. Die Betreuer schlafen im selben Raum, um auch nachts helfen zu können. Wer glaubt, dass es ge-

fährlich ist, demente Menschen in die Nähe von Pools zu lassen, wird hier eines besseren belehrt: Weil ein Pfleger jederzeit einen Bewohner betreut, ist es auch möglich, gemeinsam schwimmen zu gehen oder den Bewohner auf einer Liege am Pool entspannen zu lassen.

Anita Somaini ist ausgebildete Pharmaassistentin und Pflegefachfrau. In der Schweiz hat sie in Krankenhäusern auf der Geriatrie und später in der Notfallabteilung gearbeitet. Durch den beruflichen Wechsel ihres Mannes nach Thailand im Jahr 2009 kam ihr die Idee, ein Demenzzentrum nach europäischen Standards in Phuket aufzubauen. Im Januar 2012 eröffnete sie dann das „House of Help and Care“, wie „Baan Tschuai Duu Lää“ übersetzt heißt.

Der 52-Jährigen ist es wichtig, dass ihre Krankenschwestern eine vierjährige Ausbildung an einer thailändischen Uni abschließen oder mehrere Jahre in einem nach westlichen Standards geführten Krankenhaus gearbeitet haben. Somaini arbeitet auch eng mit den Krankenhäusern vor Ort zusammen. Im vierwöchigen Rhythmus oder nach Bedarf kommt ein Arzt vorbei.

Ursprünglich sollte die Anlage eine gehobene Ferienhaussiedlung werden. Die fast abgeschlossene Lage der einzelnen Häuser eignet sich nun gut für die dementen Bewohner. Die Unterbringung kostet zwischen 2.900 und 4.000 Baht pro Tag (75 bis 100 Euro), je nach Intensität der Betreuung und Pflege. Darin sind Vollpension, Unterkunft, Betreuung, Ausflüge und Pflege enthalten.

Ich setze mich während des gemeinsamen Mittagessens dazu. Nach und nach trudeln die Bewohner ein. Manche werden im Rollstuhl geschoben, andere kommen eingehakt mit ihrer Betreuerin, geschützt vor der Sonne unterm Regenschirm. Zwei ältere Herren und eine Frau dösen auf Liegen am Pool. Schrittweise kommen Pfleger zu ihnen, streicheln ihnen über den Arm und wecken sie mit ihrem Namen. Alles geschieht ohne Hektik, niemand wird gehetzt, sich schnell irgendwohin zu bewegen. Der Tisch füllt sich immer weiter, die meisten sitzen neben ihren Pflegern, die sich weiter mit den Bewohnern beschäftigen. Oft sind es auch nur kleine Gesten, die den Respekt der Beziehung zwischen Pfleger und Hilfsbedürftigem demonstrieren: eine Haarsträhne aus dem Gesicht streichen, sanft am Ellenbogen berühren, die Bluse zurechtrücken. Für solche Momente bleibt in deutschen Altersheimen kaum Zeit. Stress, Zeitdruck und Hektik erlebe ich hier nicht. Und ich habe das Gefühl, dass sich dies auch auf die Bewohner auswirkt. Sie wirken entspannt, in sich ruhend, keine Form von Aggressivität oder Unwohlsein sind sichtbar. Eine ältere Schweizerin begrüßt jeden, der sich an den Tisch setzt, mit „Salut“, reicht einer Amerikanerin die Hand. Ihr tränen die Augen und es dauert nur Sekunden, da wird ihr ein Tuch gereicht. Die Pflegerin deutet auf die Augen der Frau und sie wischt sich selbst die Tränen weg. Es

gibt Geschnnetztes, Pommes und Salat. Wer allein essen kann, tut das, wer Unterstützung braucht, der bekommt sie.

Da Somaini die Facebook-Seite der Anlage regelmäßig bestückt, bekommen die Angehörigen zu Hause mit, was die Bewohner in Thailand unternehmen. Das können Fahrten zum Strand sein, eine Maniküre oder ein Nachmittag im Pool. Gerne postet Somaini auch die aufgetischten Speisen – und die Familie in Europa kommentiert dazu und nimmt virtuell am Leben ihrer Lieben teil.

20. In der Stadt des Königs, Hua Hin

Während in Pattaya die Sünde lockt, ist Hua Hin so etwas wie die brave Schwester. Knapp drei Stunden Fahrtzeit von Bangkok liegt hier das Kurbad für wohlhabende Großstädter, die am Wochenende Zuflucht suchen nach einer Arbeitswoche voller Hetze und Abgase. Der Strand ist relativ sauber, die Leute sind weniger betrunken als in Pattaya und die Bars züchtiger. Kein Wunder, dass auch der König von Thailand und seine Familie hier gerne Station machen und sich auskurieren. Auch deswegen galt die Stadt am Meer während der Proteste als besonders sicher.

Hier in Hua Hin, ein paar Kilometer außerhalb der Innenstadt, liegt das Lotuswell Resort. Errichtet von einem Schweizer Bauunternehmer, der eine seniorengerechte Anlage im sonnigen Thailand bauen wollte und in Hua Hin den richtigen Ort für dieses Publikum gefunden zu haben scheint. Die Anlage erinnert an einen Robinson-Club: Überall wachsen Palmen und exotische Blumen, zwischen den Bungalows schlängelt sich eine große Poolanlage durch das Resort – man kann von Bungalow zu Bungalow schwimmen und muss nicht mal das Wasser verlassen. Treffpunkt für Gemeinschaftsaktivitäten ist der große Pool, an dem die Kanäle zusammenkommen. Man spricht deutsch, überall höre ich verschiedene Dialekte.

125 Wohneinheiten gibt es hier, die von 190 Gästen bewohnt werden. Der Altersdurchschnitt beträgt 63 Jahre, mit Bewohnern ab 50 bis über 80. Rund 80 Prozent der Bewohner sind Paare. Das Verhältnis Schweizer-Deutsche liegt bei etwa 3:1, es wird deutsch gesprochen.

„Ursprünglich war es als internationales Resort geplant“, sagt Fritz Hertlein, Manager des Lotuswell Resort. Doch die Idee wurde schnell verworfen, die Mentalitätsunterschiede seien zu groß, ein gleicher Kulturkreis würde das Zusammenleben vereinfachen. Und selbst zwischen Schweizern und Deutschen gebe es laut Hertlein Verständigungsschwierigkeiten: „Schweizer halten sich eher vornehm zurück, während die Deutschen direkter sind.“

Mit einem Umzug ins Lotuswell Resort steigen viele Menschen laut Hertlein eine „soziale Schicht nach oben“ – plötzlich können sie sich mit demselben Geld, das ihnen in Deutschland und der Schweiz zur Verfügung stand, Annehmlichkeiten wie eine Putzfrau oder regelmäßige Massagen leisten. Natürlich gebe es auch mal Schwierigkeiten, man müsse miteinander klar kommen, in der Anlage könne auch ein früherer Schaffner neben dem ehemaligen Bankdirektor wohnen. Klar, gebe es auch mal Nachbarschaftsstreits, sagt Hertlein.

Mindestens zwei Wochen müssen potenzielle Bewohner Probe wohnen, das Miteinander im Resort erleben, bevor sie sich definitiv für einen Lease entscheiden können. „Viele unterschätzen die Veränderung, wenn man hier tatsächlich dauerhaft wohnt“, sagt Hertlein. Dann seien Dinge nicht so, wie man sich die vorher vorgestellt habe. Die Konversation mit den Thais gehe nicht so einfach wie erwartet. Für viele müsse alles eins zu eins so funktionieren, wie sie es aus Deutschland gewohnt sind. Produkte, die es in der Heimat gibt, sollen auch in Thailand verfügbar sein. Und dann, sagt Hertlein, sei da noch das Problem der Langeweile. Dieser Gedanken war mir auch schon gekommen, als ich durch die Anlage spaziert bin. Das Gefühl kennt wahrscheinlich jeder, der schon mal zwei Wochen irgendwo einen Club-Urlaub gemacht hat – man wird umsorgt, kann sich erholen, aber nach einer gewissen Zeit kommt so etwas wie Lagerkoller.

Ein Mittel dagegen ist das vielfältige Angebot, aus dem die Bewohner auswählen können: Ausflüge nach Bangkok, Wassergymnastik, Yoga, Thai Chi – hier sollte jeder etwas finden können. Ein kostenloser Shuttlebus fährt regelmäßig die etwa 20-minütige Strecke in die Stadt. Dort gibt es Bars, Restaurants und Läden. Viele Bewohner spielen Golf oder verbringen ihre Zeit in verschiedenen Clubs für Auswanderer. Das umfassende Angebot, die Tatsache, dass man sich hier völlig umsorgen lassen kann – das sei es, was das Lotuswell Resort ausmache, sagt Hertlein. „Es gibt auch einige Resorts hier in Thailand, die einfach Wohnungen verkaufen.“ Man wolle den Menschen aber mehr bieten.

Die Bungalows sind mindestens 86 Quadratmeter und bis zu 280 Quadratmeter groß. Pro Quadratmeter zahlt der Bewohner 45.000 Baht (rund 1.000 Euro) und erhält damit lebenslanges Wohnrecht – „man zahlt quasi 30 Jahre Miete im Voraus“, sagt Hertlein. Ob diese Miete dann wirklich 30 Jahre ausgenutzt wird, weiß man natürlich nicht.

„Die meisten Leute sind noch fit, wenn sie hier hin kommen“, sagt Hertlein. Er rät, sich so früh wie möglich für den Schritt „Leben in Thailand“ zu entscheiden, um noch viel von den Annehmlichkeiten mitzunehmen. „Leute mit Pflegestufe zwei und drei haben nichts davon.“ Viele der Bewohner berichten laut Hertlein, dass sich ihre Gesundheit im warmen Klima verbessert: Rheuma und Diabetes werden besser, Bluthochdruck nimmt ab, man bleibt durch die Herausforderungen, die sich im Alltag in einem fremden Land stellen, geistig fit. „Dazu kommt das Gemeinschaftsgefühl“, sagt Hertlein, „wo vorher ein Partner verstorben ist oder Kinder ausgezogen sind, lebt man nun nicht mehr allein.“

Nach und nach soll die Anlage nun auch den Bedürfnissen von Menschen mit höherem Pflegebedarf entsprechen. Ein Medical Center in der Anlage ist fertig gebaut und wird gerade eingerichtet, ein moderner zweistöckiger Betonbau, der so auch in Deutschland stehen könnte. Die Räume sind hell, auf dem Boden wurde helles Laminat verlegt, entworfen wurde der Bau von Cornelius Steeger, dem Eigentümer des Lotuswell Resorts. Dazu gehört ein Fitnessstudio. Hier wird es zudem vier Pflegezimmer geben für Bewohner, die frisch aus dem Krankenhaus kommen und sich noch erholen müssen, bevor sie zurück in ihre eigenen vier Wände können. Dazu kommt eine Physiotherapiepraxis. Und ein deutscher Hörgeräteakustiker hat bereits Interesse angemeldet, sich dort ebenfalls einzumieten.

Auch hier verlässt man sich auf die Hilfe von mehr oder weniger ausgebildeten Thai-Pflegerinnen, ähnlich wie in anderen Anlagen. Hertlein erzählt zum Beispiel von einem Fall, als ein Bewohner nach einem Schlaganfall intensive Pflege benötigte und zwei Pflegerinnen sich um ihn kümmerten.

Doch Menschen, die tatsächlich dauerhaft pflegebedürftig sind, werden wohl nicht glücklich in der Anlage – zu sehr ist sie doch auf den rüstigen Rentner ausgelegt, der hin und wieder eine OP hat und die Annehmlichkeiten wie in einem All-inclusive-Urlaub genießt. Und was würde passieren mit Menschen, die dement sind? Können sie frei in der Anlage herumlaufen, ohne in die Kanäle zu fallen? Auch Rollstuhlfahrer könnten hier ihre Probleme haben.

Bernd Haase, Jahrgang 1939, lebt hier mit seiner ein Jahr jüngeren Frau Helga. Der Geschäftsmann kommt aus Schwaben, ist 2009 hierhin gekommen, das Paar gehört zu den ersten Bewohnern des Lotuswell Resorts. Nachdem sie sich jahrelang um Angehörige gekümmert hatten und später die Mutter im Pflegeheim versorgt wurde, entschlossen sich die Haases, einen anderen Weg für ihr Alter einzuschlagen. „Mit uns nicht“, haben wir

uns gedacht“, sagt Bernd Haase. Seine Frau recherchierte im Internet, fand die Anlage in Hua Hin, die bald eröffnen sollte. Zwei Wochen lebt das Paar in einem Hotel in der Stadt, weil alles noch im Rohbau war. Doch überzeugt waren sie schnell. „Hier überwiegen die Vorteile“, sagt Bernd Haase. Die Klimaanlage in ihrer Wohnung steht dauerhaft auf 28 Grad, gesundheitlich geht es beiden gut. Besonders Helga, die sich nach einer Hirnblutung vor 20 Jahren nie ganz erholt hat, profitiert von dem Umzug. Sie hätten einen enormen Gewinn an Bequemlichkeit, sagt das Paar. Dazu gehöre die Versorgung, sei es Gärtner, Putzfrau, Restaurant oder Taxi. Natürlich, Knatsch zwischen Bewohnern lasse sich manchmal nicht vermeiden. „Manche haben halt ihre dörfliche Mentalität mitgebracht“, sagt Bernd Haase. Doch das mache ihnen nichts aus, das gebe es auch in Deutschland. Dafür habe sich nun ihr Lebensstandard verbessert. „So wie ich jetzt lebe, hätte ich es mit meiner Rente in Deutschland nicht gekonnt“, sagt Haase.

21. Besuch bei Omi, Bangkok

Schön ist, wenn man Leute trifft, die man seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hat und beim Wiedersehen ist es, als hätte man sich erst gestern verabschiedet. So ist mir das mit Kiranee passiert. Als ich in der 10. Klasse war, war Kiranee Austauschschülerin an meinem Gymnasium. Ihre Freunde in Thailand nennen sie eigentlich Gift, was auf Deutsch „Geschenk“ heißt. Den Spitznamen hat ihr ihre Mutter gegeben, aus Freude darüber, endlich schwanger geworden zu sein. In Deutschland allerdings bevorzugte sie Kiranee, nachdem sie herausgefunden hatte, was „Gift“ auf Deutsch bedeutet.

Eine Thailänderin in unserem Dorf, noch dazu an einer katholischen Klosterschule, das war ein Highlight. Es war sogar so interessant, dass ich über ihren Aufenthalt am Niederrhein einen Artikel für unsere Lokalzeitung geschrieben habe.

Facebook gab es damals noch nicht, irgendwie verlief sich der Kontakt, wie das halt so passiert, wenn man mehrere tausend Kilometer voneinander entfernt wohnt. In Bangkok angekommen, melde ich mich bei ihr, nachdem ich vorher ihre neue E-Mail-Adresse über eine gemeinsame Freundin bekommen habe. Wir verabreden uns in einem großen Einkaufszentrum in Bangkok. Sie sieht noch immer so aus wie früher, mit dem Unterschied, dass sie jetzt statt Jeans und T-Shirt Businessoutfits trägt. Kiranee studiert Jura und arbeitet nebenbei für eine amerikanische Firma. Wir trinken Tee in einem hippen Café, das ich ohne sie in dieser riesigen Mall nie gefunden hätte.

Über Kiranee treffe ich einige junge Thais, die in Bangkok leben. Die meisten von ihnen kommen ursprünglich nicht aus der Hauptstadt und sind für Studium und Job umgezogen. Ihre Familien besuchen sie aber ziemlich regelmäßig. Häufiger, als ich es aus Deutschland von Freunden gewohnt bin. Den Spruch „Ich telefoniere täglich mit meiner Mutter“ habe ich in Köln noch nicht so oft gehört.

Ak ist einer von Kiranees Freunden. Eigentlich heißt er Aofjing, aber weil Ausländer das sowieso nicht aussprechen können, soll ich ihn Ak nennen. Er ist 27 Jahre alt und wohl das, was man einen Vorzeigeschwiegersohn nennen würde. Jurastudium, Auslandsstation in London, nun ein gut bezahlter Job in einer internationalen Kanzlei, noch dazu legt er viel Wert auf sein Äußeres. Für meine Recherche interessant ist seine Großmutter. Die ist 86 Jahre alt und lebt im Haus seines Onkels in einem Vorort von Bangkok. Das Besondere daran ist, dass die demente Omi nicht von Angehörigen gepflegt wird. Stattdessen bezahlt die Familie eine Frau, die dauerhaft in ihrem Zimmer wohnt und sich um die alte Dame kümmert. Wie der Alltag in einer solchen „Mehrgenerationen-Thai-Familie-mit-externer-Hilfe“ abläuft, finde ich sehr spannend und ich freue mich, dass mich Ak einlädt, seine Familie zu besuchen.

An einem Samstagnachmittag machen wir uns auf den Weg. Ak holt mich mit seinem Auto ab, mit dabei sind auch seine Schwester und eine andere Freundin. Sie war schon häufiger mit dabei, für sie ist es nichts Ungewöhnliches, die Samstage gemeinsam bei der Großmutter des Kumpels zu verbringen. Ak ist natürlich auch Vorzeigeenkel und hat Gebäck für die Oma dabei. Er schaut fast jedes Wochenende bei seiner Oma vorbei, sagt er. Wir fahren weiter und immer weiter. Irgendwann findet meine Kartenapp auf meinem Handy unseren Aufenthaltsort nicht mehr, wir sind zu weit aus Bangkok rausgefahren. Hier sieht es anders aus als in der Großstadt, viel dörflicher. Die Menschen leben hier in Einfamilienhäusern, auf den Straßen fahren erfrischend wenige Autos, die Luft ist besser. Aks Verwandte leben in einer umzäunten Wohnsiedlung, wir fahren an einem Pförtner vorbei. Das Haus sieht nach guter Mittelschicht aus, die Eltern arbeiten für eine Lotteriefirma (Lose gibt es in Thailand an jeder Ecke zu kaufen) und haben zwei Kinder im Teenie-Alter. Ich werde sehr herzlich begrüßt, die Familie freut sich auf den Besuch aus Deutschland. Ich frage mich, ob sie sich nicht wundern, dass sich eine wildfremde junge Frau brennend für ihre Oma interessiert.

Wir gehen ins obere Stockwerk. Viel dunkles Holz, an den Wänden hängen Schwarz-Weiß-Bilder früherer Thai-Könige. In einem Zimmer, vielleicht 15 Quadratmeter groß, lebt Khun-yay, die Oma. Und ihre Pflegerin, Jeab, wohnt

auch hier. Sie teilen sich das kleine Schlafzimmer und das noch kleinere Bad, leben hier 24 Stunden auf engstem Raum gemeinsam. Das Bett nimmt den meisten Raum ein, dann gibt es noch einen großen Schrank und einen Fernseher. „Bisschen eng hier“, schießt es mir durch den Kopf.

Vor acht Jahren holten die Verwandten die alte Dame, die zuvor nahe Aks Eltern in ihrem Heimatort im Süden Thailands nahe der Grenze zu Malaysia gewohnt hatte, zu sich nach Bangkok. Da alle ihrer acht Kinder viel arbeiten, konnten sie sich nicht mehr um die Mutter kümmern, die langsam demenz wurde.

Die Omi ist ein Sonnenschein. Sie sitzt auf ihrem knautschigen Ledersessel, trägt ein Blümchenkleid, am Bauch ist sie mit einem Band fixiert, um nicht aus dem Sessel herauszufallen. Sie ist barfuß, ihre Haare kurz und schneeweiß. Ihr Blick hellt sich auf, als sie die Besucher sieht. Sie spricht nicht auf eigene Initiative, nur wenn man sich direkt an sie wendet. Aber dafür sprechen ihre Augen: Die ganze Zeit über sucht sie Blickkontakt und obwohl ich nur wenige Thai-Wörter beherrsche, habe ich das Gefühl, mit der alten Dame zu kommunizieren. So klischeehaft das klingt, aber es stimmt: Wenn man lächelt, lächeln auch die Augen und das Gegenüber reagiert darauf.

Ihre Pflegerin ist 30 Jahre und macht den Job seit fünf Jahren. Sie lebt mit im Haus, kocht für die Großmutter und nimmt alle Mahlzeiten mit ihr ein. Dafür verdient sie 10.000 Baht im Monat, etwa 220 Euro. Sie sagt, sie spare das Geld, weil sie den Job nicht für immer machen wolle. Wenn sie genug zusammenhabe, möchte sie zurückkehren, in den Isaan, und dort ein Restaurant eröffnen. „Wir haben ein großes Problem, wenn sie uns verlässt“, sagt Ak. Denn Jeab hat gelernt, Khun-yay zu lesen, ihre Gefühle zu verstehen und Ausdrücke zu deuten. Will die alte Dame morgens nicht duschen, weiß sie schon, dass sie mit Süßigkeiten ins Bad locken kann.

Der Tagesablauf ähnelt sich meistens: Jeab wacht um 6 Uhr morgens auf – „ich mache mir Sorgen, muss darum früher aufwachen“. Khun-yay schläft bis 10, dann gibt es Frühstück, danach wird sie frisch gemacht, es folgt ein Nickerchen und um 14 Uhr Mittagessen. Während Khun-yay wieder schläft, bereitet Jeab das Abendessen vor, sie kocht alles Selbst für die beiden auf dem Balkon. Mit dem Rest der Familie essen sie selten, sie sind ihre eigene Gemeinschaft im Haus, ohne sich abzuschotten. Denn regelmäßig schauen Angehörige vorbei, unterhalten sich mit der Oma oder schauen dort fern.

Für mich war es eine besondere Erfahrung, Aks Familie besuchen zu dürfen und so nah an ihr Leben herangelassen zu werden. Ich hatte den Ein-

druck, dass hier eine Möglichkeit gefunden wurde, die allen passt: Den Angehörigen, die ihre Mutter und Großmutter gut versorgt wissen mit einer persönlichen Betreuung. Die Pflegerin, die für unsere Verhältnisse einen ungewöhnlichen Beruf hat mit ungewöhnlichen Arbeitszeiten, doch für Asien und dortige Verhältnisse nichts Ungewöhnliches. Und schließlich hatte ich den Eindruck, dass es der alten Dame hier gut geht. Sie wird sowohl physisch als auch psychisch versorgt, ist eingebunden in die Familie und wird in einer gewohnten Umgebung älter. Das sind Vorzüge, die sich so mancher Bewohner eines deutschen Altenheimes gerne leisten würde, aber es finanziell nicht kann.

22. Quotenerfolg Thailand-Senioren, Köln

Frau Schulz will nach Thailand. In Buxtehude kommt sie mit ihrer 850-Euro-Rente nicht weit, sie lebt beengt auf 20 Quadratmetern, das kalte Klima tut ihrer Gesundheit nicht gut. Also fasst Frau Schulz den Entschluss, auszuwandern. Eine Seniorenresidenz im Isaan, ziemlich genau mitten im Nirgendwo, hat sie sich ausgeguckt. Übers Internet hält sie Kontakt zu dem Eigentümer, ist voller Vorfreude, dass sie bald das süße Leben erwartet – und das auch noch fürs kleine Geld.

Ute Schulz Reise von Norddeutschland nach Nordthailand war vor drei Jahren Bestandteil der Dokumentation „Oma will nach Thailand“, die im NDR lief. Neben Ute Schulz tauchen noch andere Protagonisten auf, die ihren Lebensabend in Thailand verbringen, neben den Demenzkranken wird hier auch die Geschichte eines Pattaya-Rentners erzählt. Die Reportage kam so gut an, dass ein Jahr später ein zweiter Teil folgte „Oma bleibt in Thailand“, in dem die Geschichten weitergedreht werden, schließlich war in der Zeit einiges passiert. Und im April, Quotenkönig Thailand-Senioren, flimmert der dritte Teil über die heimischen Fernsehgeräte – nun heißt es „Oma lebt in Thailand“. Ich habe die ersten beiden Reportagen zur Vorbereitung meiner Reise gesehen. Dann traf ich in Thailand einige Protagonisten aus den Filmen, die mir erzählten, dass kurz vor mir das Team Material für den dritten Teil abgedreht hatte. Mich interessierte, was ein anderer Journalist, der sich schon so lange mit diesem Thema beschäftigt, über die Thailand-Senioren denkt. Also traf ich Wolfgang Luck, der die Reportage gedreht hat, in seinem Büro in Köln.

Lucks Produktionsfirma liegt in einem schicken Loft im Stadtteil Ehrenfeld. Helle Wände, Parkettboden, luftig. Luck geht mit Humor mit den

manchmal etwas eigenartigen Rentnern in Thailand um und nimmt sie, wie sie sind. Schließlich will er sie authentisch abbilden: Normale Deutsche, die auch in der Heimat einen Streit über den Nachbarzaun brechen, benehmen

sich in Thailand nun einmal auch „typisch deutsch“. So ein Verhalten legen die meisten auch nicht bei 30 Grad und hoher Luftfeuchtigkeit ab.

Für Luck, der das Angebot der Seniorenresidenzen und Alzheimerzentren für Deutschsprachige nun seit einigen Jahren beobachtet, ist es vor allem eins: ein wachsender Markt, ein Geschäft, das clevere Geschäftsleute für sich entdeckt haben. „Es ist ein immer größer werdendes Nischenprodukt“, sagt er.

Luck ist der Meinung, dass Menschen mit einer kleinen Rente gut kalkulieren sollten, bevor sie den Traum vom süßen Leben in Thailand träumen. Rentnern mit mittleren Bezügen, die hier in Deutschland noch sparsam wirtschaften müssen, attestiert er dagegen gute Chancen, in Thailand gut über die Runden zu kommen.

Auch die Betreuung Demenzkranker ist für Luck keine Lösung für jedermann oder gar die breite Masse. „Das sollte man nicht kommerzialisieren“, sagt der Filmemacher. Ansonsten könne das eine fatale Entwicklung annehmen. Gerade in Familien, bei denen die Kinder bereits nach Thailand ausgewandert sind, sei die Betreuung der demenzkranken Eltern aus Deutschland in Thailand eine passende Option.

Auf jeden Fall ist das Thema in Deutschland hochaktuell: Die beiden ersten Filme hatten hohe Einschaltquoten, Luck erreichten Hunderte Nachrichten von Zuschauern, die sich für die Modelle interessierten und sich mit konkreten Fragen an ihn wandten: Wie bekomme ich Kontakt zu der Residenz? Wie wird meine Rente überwiesen? „Das Thema bewegt“, sagt Luck. Und die Geschichten seien noch nicht auserzählt gewesen. Im dritten Teil begleitet Luck beispielsweise wieder Herrn Effing, den bärigen Rentner aus Pattaya, der aus seiner Thai-Freundin später seine Pflegerin machen will. Nun geht es um Themen wie Patientenverfügungen und das Testament – bittere Pillen für die Pattaya-Rentner, die zunächst nur Sonne, Strand und Sex interessiert.

23. Fazit

Wie so oft im Leben habe ich in den vergangenen sechs Wochen wieder erfahren, dass es kein Richtig und Falsch gibt. Die Frage, ob ältere deutschsprachige Menschen es besser haben in Thailand, lässt sich nicht eindeutig beantworten. Ich habe rüstige Rentner getroffen, die sicher mit 100 Jahren noch am Strand entlangwalken werden und in der Exotik Thailands aufge-

hen. Ich habe eigenbrötlerische Menschen getroffen, für die eine Auswanderung aus finanziellen und klimatischen Gründen infrage kam. Ich habe demente Menschen getroffen, die in ihrem Zustand so versorgt werden, wie ich es mir für später wünschen würde, sollte es mir einmal ähnlich gehen. Und ich habe auch einsame Menschen getroffen, die das nach außen hin jedoch nie zugeben würden.

Kategorisch zu sagen, Pflege in Thailand sei keine Option, geht nicht. Es gibt viele Fälle, in denen es sinnvoll ist, und auch viele, in denen es nicht so ist. Es hängt von dem Menschen selbst ab, in welcher Situation er oder sie sich befindet, wo die Angehörigen wohnen, welche Qualität die Anlage hat.

Auch die Gespräche mit den Angehörigen haben mir die Augen geöffnet. Bedenkt man meist nur die Gesundheit des dementen Menschen und dessen Zukunft, sollte man sich auch überlegen, was es bedeutet, einen geliebten Menschen über Jahre aufopferungsvoll zu pflegen und ihn oder sie – Stück für Stück – zu verlieren.

Es wird in den nächsten Jahren sicher mehr Angebote für ältere Menschen geben, die ihren Lebensabend in Thailand verbringen wollen – vermutlich nicht immer nur seriöse Optionen, denn zu oft wittern Geschäftsleute das große Geld in diesem Bereich. Hoffentlich wird sich in den kommenden Jahren auch die Situation in Pattaya so entwickeln, dass niemand mehr zu stolz ist, Hilfe anzunehmen, wenn er diese benötigt.

In allen Gesprächen – ob mit Thais oder Deutschen – wurde mir immer wieder bestätigt, wie stark der Zusammenhalt in Thaifamilien ist. Schon von klein auf gehört es dazu, dass die Großeltern sich mit um die Kinderziehung kümmern und eine aktive Rolle spielen. Häufig leben die Familien zusammen unter einem Dach. Dadurch entsteht Nähe, die ein Leben lang anhält. Dazu gehört auch das Zurückgeben der Enkel und Kinder, wenn die Alten später auf Hilfe angewiesen sind. Ein Aspekt, der sicherlich auch eine große Rolle hierbei spielt, ist der buddhistische Glaube, der zu einem Leben als Teil der Gemeinschaft und zur Achtung der Mitmenschen erzieht. Und auch thailändische Pflegerinnen, die sich um alte Menschen kümmern, empfinden dieses nicht als Bürde oder Pflicht, sondern verstehen ihr Arbeitsverhältnis vielmehr als erweiterten Teil der eigenen Familie.

Mein Ziel war es, möglichst viele Aspekte dieses facettenreichen Themas zu beleuchten und es so anschaulich wie möglich zu beschreiben.

Ich hoffe, mit diesem Bericht Interesse zu wecken an dieser Thematik, die für uns alle früher oder später relevant werden wird – ob durch die Versorgung von den eigenen Eltern oder gar für uns selber. Je früher und differenzierter wir uns darüber Gedanken machen, wie mit uns umgegangen werden soll, desto besser kann die Pflege in Zukunft werden.

Ich danke der Heinz-Kühn-Stiftung, die es mir ermöglichte, eine so intensive Recherche zu unternehmen. Insbesondere auch vielen Dank an Ute Maria Kilian für die liebe Betreuung und stets ein offenes Ohr. Ich bin sehr dankbar für die vielen interessanten Begegnungen, die ich in Thailand machen durfte, und nehme so einiges mit aus dem Land des Lächelns.